

Kristall
Hamburg · 13. Jahrg. 2. Vj. 1958 · · Nr. 9 · 60Pf
WAHRHEIT
LÜGE
Hände weg vom Menschen
Der Lügendetektor (S. 8)
Titelzeichnung: Günther Scherrer
Das geheime Regiment
Wüstenfüchse (S. 10)

Kristall

ustrierte für Unterhaltung und neues Wissen

13. Jahrgang · Heft 9

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

Die junge Frau auf unserem Titelbild ist in einer schwierigen Situation: Durch ein Kopfgestell, durch Handbügel und Drähte ist sie mit dem Lügendetektor verbunden, der ihren Blutdruck, ihren Herzschlag und die elektrischen Wellen ihres Gehirns kontrolliert. Sie hat Aussagen zu machen — vielleicht über ein Verbrechen? Wenn sie lügt, wird der Zeiger auf der Skala unweigerlich nach rechts ausschlagen. Unser Zeichner Günter Scherrer ist Kavalier. Er hat den Zeiger links eingezeichnet, hat sie die Wahrheit sagen lassen. Glaubt er, daß alles, was Frauen sagen, Wahrheit enthält?

extredaktion: Dr. Ursula Menck, Carola eldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, r. Erwin Lausch.
eiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld.
ildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlerann, Dieter Einicke.
eiter der Bildredaktion: Walter Hennig.
ünstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
hef vom Dienst: Lisse Merlin.
nzeigenleiter: Gudrun Vierow.
erlagsleiter: Ernst Naumann.

edaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelmtraße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 2 11898. Telegramme: Redaktkristall. In sterreich für Herausgabe verantwortlich: ans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverangt eingesandte Beiträge keine Haftung.

Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Tel. 24 81 81. Anzeigenpreisliste Nr. 13.

KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.

Auslandpreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr. 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Hände weg vom Menschen!

Mit der Veröffentlichung in Nr. 8 hat KRISTALL sich verdienstvoll eines sehr ernsten Problems angenommen: Die Möglichkeit, durch Hypnose, durch Narko-Analyse, durch psychologische Experimente Äußerungen von einem Menschen zu erlangen, die dieser ohne solche Maßnahmen von sich aus nicht getan haben würde, hat zu Versuchen geführt, derartige Methoden auch im Strafverfahren zur Wahrheitsermittlung auszunutzen.

Natürlich bleibt es auch heute noch immer höchst zweifelhaft, ob es wirklich die Wahrheit ist, die aus den so gewonnenen Äußerungen spricht. Der bedeutende Rechtslehrer Eberhard Schmidt, Heidelberg, hat warnend auf die große Gefahr hingewiesen, die heute alle Kultur, vor allem jede Persönlichkeitskultur, bedroht, wenn solche Experimente unser Rechtsleben auszuhöhlen beginnen. Diejenigen, die die technischen Möglichkeiten beherrschen, lassen sich zu ihrer Anwendung verleiten ohne Rücksicht darauf, welche ethischen Werte dabei zerstört werden. Daß uns solche Methoden in die unmittelbare Nachbarschaft der Todesmühlen und Gaskammern führen, bedarf gewiß keiner besonderen Begründung.

Der westdeutsche Bundesgesetzgeber hat deshalb dahinzielenden Versuchen einen Riegel vorgeschoben. Die landläufige Bezeichnung ›Wahrheitsserum‹ übrigens ist irreführend, denn jemand kann auch in narkotisiertem Zustand die Wahrheit verbergen oder lügen.

Aber nicht nur die mangelnde Zuverlässigkeit des Beweismittels, es war vor allem auch die Rechtswidrigkeit des Verfahrens, die den Gesetzgeber zum Eingreifen zwang. § 136 a, 1 StPO bestimmt daher ausdrücklich, daß die Freiheit der Willensentschließung und der Willensbetätigung eines Beschuldigten nicht durch Mißhandlungen, Ermüdung, körperliche Eingriffe, Verabreichung von Mitteln, Hypnose usw. beeinträchtigt werden darf. Er verbietet ausdrücklich auch Maßnahmen, die das Erinnerungsvermögen oder die Einsichtsfähigkeit des Beschuldigten beeinträchtigen. Alles das trifft auf die von Ihnen so eingehend behandelte Narko-Analyse ohne weiteres zu.

Werner G. KLEFFEL, Oberstaatsanwalt, Hildesheim

Impfen gegen Krebs

In der Krebsbekämpfung haben wir es nicht nur mit einem einzigen therapeutischen Problem, sondern mit sehr vielen und sehr verschiedenen zu tun, die durchaus eine ins einzelne gehende Betrachtung notwendig machen. Für den Arzt ist das ganz selbstverständlich. Da aber in der Krebsforschung weitreichende Beziehungen zu anderen Disziplinen, zur Chemie, Physik, Pharmakologie, Virologie usw. bestehen, wird im Schrifttum nicht selten Krebs gleich Krebs gesetzt, und das ist sicherlich falsch.

Es gibt maligne Geschwülste, die schon mit den jetzt zur Verfügung stehenden Methoden der Operation oder Bestrahlung in fast allen Fällen geheilt werden können, wie z. B. Hautkarzinome.

Wieder andere Geschwulstformen sind ebenfalls in einem recht hohen Prozentsatz heilbar, aber nur dann, wenn sie früh erkannt und früh sachgemäß behandelt werden. Bei dieser zweiten Gruppe, bei der vorwiegend an gynäkologische Geschwülste zu denken ist, kann ein Fortschritt weniger von neuen Wundermitteln als vielmehr von einem Ausbau der Frühdiagnostik erwartet werden.

Von besonderer Bedeutung ist schließlich die anteilmäßig leider sehr große dritte Gruppe derjenigen Krebse, bei welchen mit den derzeitigen therapeutischen Möglichkeiten nur selten oder nie eine Heilung erreicht wird. Hier ist das eigentliche Problem der Krebstherapie gegeben, und es ist eine der vordringlichsten Aufgaben der medizinischen Forschung, neue Wege der Therapie ausfindig zu machen.

Dr. med. Dr.-Ing. Chr. HACKMANN, Institut für experimentelle Pathologie der Farbenfabriken Bayer A.G., Wuppertal-Elberfeld

Schulbeginn mit fünf Jahren



Foto: dpa

Kultusminister Maunz

Der Bayerische Kultusminister Professor Dr. Theodor Maunz hat mit Interesse von dem Inhalt des Artikels ›Schulbeginn mit fünf Jahren?‹ in KRISTALL Nr. 25/57 Kenntnis genommen.

Als Beitrag zur Schulreform im Sinne des beachtlichen Artikels gilt sicherlich auch die Beschränkung der Stoffülle an den Höheren Schulen, die in Bayern tatkräftig verwirklicht wird. Die Neufassung unserer Lehrpläne hat das Ziel, nicht die Qualität, wohl aber die Quantität des Unterrichtsstoffes zu mindern und das Wissen zu vertiefen.

Heinrich W. STENDENBACH, Referent im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, München

Weltausstellungen

KRISTALL berichtet verschiedentlich über das Thema Weltausstellung. Hier ist eine Postkarte aus dem Jahre 1902, die die Hauptindustriehalle mit einem Springbrunnen davor in Düsseldorf zeigt. Ich kaufte sie dieser Tage in Stockholm bei einem Trödler.

V. CHILVER, Stockholm K.



Foto: Chilver

Düsseldorf 1902 Blick auf die Weltausstellung

Weltraumfahrt

Gewiß: die neuesten Erkenntnisse haben unser gesamtes Weltbild verändert. Aber auch das kann durch noch klügere Leute, als wir es sind, wieder in Frage gestellt werden. Unser Wissen bleibt ›endlich‹. Und ich halte es mit Goethe, der am Ende des Verstehens mit dem Bewundern anfing.

Joachim HORN, Wedel (Holstein)

Fortsetzung auf Seite 4

Schlank werden - leicht gemacht!

In 9 Wochen alle Kleider mehrmals geändert!



Die guten Bekannten spotten leise, wenn sie die neuesten Rundungen sehen. Oder kleine Fettpölsterchen entdecken. Das ist ärgerlich und peinlich. Weil man sich dadurch gehemmt fühlt. Selbst wenn man sich dann schon so weit wie möglich mit dem Essen einschränkt und das nichts nützt, traut man sich bald nicht mehr auf die Waage.

Nur wer das selbst durchgemacht hat, weiß genau, was das bedeutet. Wenn man sich nicht mehr wohlfühlt. Wenn man immer stärker wird. Und einem kein schickes Kleid mehr steht. So wird das Übergewicht mehr als nur eine Last.

Da ist es schon prima, wenn man bei einer guten treuen Freundin zufällig Cocos entdeckt. Und das dann mal probieren darf. Dann faßt man sofort neue Hoffnung.

Sogar wenn man in den ersten Tagen noch keine Wirkung verspürt und den Versuch schon aufgeben will, merkt man dann plötzlich: Das Kleid ist ja viel zu weit geworden. Und dann muß man plötzlich alle Kleider zum ersten Male enger machen. Und so geht es dann weiter.

Von dem Tag an macht es wirklich Spaß mit Cocos. Man wird richtig froh. Und muß innerlich manchmal lachen, wenn man jetzt die Blicke der ›guten Bekannten‹ sieht. Damals, vorher, mitleidig lächelnd. Jetzt, heute, staunend und mit Komplimenten. Das ist ja meist nicht ganz ehrlich, aber es ist ja so bei den Menschen, daß sich auch ihre Sympathien etwas danach richten, wie man aussieht. Und wie schlank man ist. Weil das dazu gehört. Wenn man gut aussehen und vor allem jung bleiben will. So merkt man dann mal richtig, daß Schlanksein nicht nur gesundheits-wichtig, sondern auch schönheits-nützlich ist. Also vorteilhaft. Nicht nur in dieser Geschichte! Sondern auch für Sie. Für Ihr besseres Aussehen. Für Ihren Charme. Und überhaupt.

Kostenloser Versuch

Damit Sie selbst feststellen können, wie gut Cocos wirkt, geben wir Ihnen die einmalige Möglichkeit, erst eine ganze Packung zu probieren. So können Sie in aller Ruhe feststellen, wie gut Ihrem Befinden diese neuartige Schlankheits-Kur tut. Sie fühlen sich nicht nur leichter an Gewicht, sondern von Tag zu Tag auch wohler und glücklicher.

Nur ein kleines Cocos-Täfelchen vor jeder Mahlzeit verhindert, daß Ihr Körper neuen Ballast ansetzt. Auf diese Weise wird zugleich Ihr Appetit reguliert. Sie spüren jedoch nicht die geringsten Hunger-Schmerzen. Vielmehr brauchen Sie Ihre täglichen Eß-Gewohnheiten kaum zu ändern. So daß Ihr Körper ausreichend mit allen nötigen Vitaminen und Wirkstoffen versorgt bleibt, die so wichtig für eine gute Gesundheit sind.

Garantie: Kein Risiko!

Wie Sie sicher wissen, gibt es in Deutschland im Gegensatz zum Beispiel zu Amerika noch kein Gesetz, das genau die Angabe vorschreibt, welche Bestandteile in einem Mittel enthalten sein dürfen. Weil wir Ihnen jedoch nichts vormachen wollen, haben wir exakt jeden einzelnen Bestandteil auf der Packung angegeben, so daß Sie bei Cocos garantiert vor jeder Täuschung sicher sind.

Schmeckt gut – und wirkt nachhaltig

Weil ja viele Menschen berufstätig sind, können diese nicht jeden Tag eine Blechdose mit sich herumschleppen. Daran haben wir gedacht, als wir die Portions-Täfelchen machten. Man kann sie einfach in die Tasche stecken und überall mit hinnehmen, auch auf Reisen oder wenn man im Restaurant ist. Daß diese Täfelchen dabei noch so gut schmecken, macht ja die Kur so besonders angenehm.

Niemand sieht es Ihnen an, und keinem fällt es überhaupt auf, wenn Sie diese moderne Schlankheits-Kur machen. Alle merken es erst, wenn Sie wieder so schlank geworden sind, wie Sie es von Natur aus ja eigentlich immer waren.

Alles was Sie tun müssen ist einfach den Gutschein ausschneiden. Darauf erhalten Sie eine Kur-Packung mit 42 Cocos-Täfelchen. Sie können damit in Ruhe erst einmal einen Versuch machen und haben 3 Wochen Zeit, bevor Sie sich entscheiden, ob Sie die Kur weitermachen und bezahlen wollen. Gefällt Ihnen der neue Weg zur schlanken Linie nicht, schicken Sie einfach den Rest der Packung zurück. Und der Versuch kostet Sie keinen Pfennig. Wollen Sie also schon in wenigen Wochen so schlank sein, daß Ihre beste Freundin Sie um Ihre schlanke Linie beneidet, so schreiben Sie einfach an:

COCOS, Abt. 448 JT, Hamburg 1, Postfach



Die neuen Cocos-Täfelchen wurden zuerst in Amerika entwickelt. Heute gibt es diese moderne Schlankheits-Kur nicht nur in Deutschland, sondern in 74 Ländern der Erde. Es gibt wohl keinen besseren Beweis, daß diese moderne Schlankheits-Kur wirklich mehr hält, als Sie selbst davon erwarten.

NEU CoCos TÄFELCHEN

In Österreich nur Cocos-Granulat von Colex-Austria, Abt. 448 JT, Villach, Postfach 11

GUTSCHEIN

Dieser Gutschein berechtigt Sie zur unverbindlichen Anforderung einer Original 3 Wochen-Kurpackung auf Probe.

- O **Cocos-Täfelchen Kurpackung im Wert von 14,80 DM**
- O **Cocos-Granulat Kurpackung im Wert von 11,50 DM**

Sie können also 21 Tage lang einen Versuch auf unsere Kosten machen und danach den Rest wieder zurückschicken, ohne einen Pfennig dafür zu bezahlen. Nur wenn Sie zufrieden sind, diese moderne Schlankheitskur weiter machen wollen, behalten Sie die Packung, um weiter schlank zu werden und es auch zu bleiben, und überweisen uns einfach den Betrag. — Doch damit können Sie sich bis nach dem Versuch Zeit lassen.

An COCOS, Abt. 448 JT, Hamburg 1, Postfach

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

Bericht aus Rußland

Beim Betrachten des Titelbildes in Nr. 6 fiel mir auf, daß Chruschtschow den Finger der linken Hand hebt. Haben Sie das Bild absichtlich seitenverkehrt gebracht? Wie gut wäre es, könnte man die Großen unserer Politik wirklich mal von rechts und mal von links in die Welt schauen lassen. Sie würden dann vielleicht lernen, den anderen zu verstehen oder zu respektieren und den Weg des Kompromisses beschreiten. Die Völker würden es ihnen danken. — Übrigens ein Kompliment an den Fotografen. Seine Bilder sind wirklich gut!

G. P. CERNY, Engen/Hegau

Die Zarenglocke, die in Nr. 6 erwähnt wird, wurde 1735 von Iwan Matorin und seinem Sohn Michail gegossen. Sie wiegt 200 t. Während des Brandes von 1737 stürzte sie vom Gerüst, und ein 11 t schweres Stück brach ab. Erst hundert Jahre später wurde sie auf den Granitsockel gestellt, wo sie noch heute gezeigt wird. Der Glockenturm im Inneren des Kreml auf S. 281/17 ist der Glockenturm Iwans des Großen, des Vaters von Iwan dem Schrecklichen. Der untere Teil des Turms wurde 1505 bis 1508 erbaut. Unter Boris Godunow wurde er 1600 bis zu seiner jetzigen Höhe (81 m) aufgestockt, wie die Inschrift unter der Kuppel besagt.

Armin ALFERMANN, Düsseldorf

Das eindrucksvollste Bild der letzten Tage ist das Farbfoto von Chruschtschew in KRISTALL Nr. 6. Ein interessantes Gesicht der Weltgeschichte, weil es im Brennpunkt der Probleme des Atomkrieges steht. Ich selber habe zwei Söhne in Luftwaffe und Marine, der dritte geht noch zur Schule. Als Mutter grübelt man und sorgt. Es ist wieder einmal fünf Minuten vor zwölf. Da muß man real denken und handeln. Rußland ist eine Großmacht, führend in Wissenschaft und Technik. Und der Mann an der Spitze ist Chruschtschew. In seinem Gesicht liegt eine große, geistige Kraft und menschliche Vitalität. Man sollte es ohne Voreingenommenheit betrachten und darüber nachdenken.

Irmgard MÖSSLER, Neumarkt/Oberpfalz

Dennoch Segelschiffe?

Die Reedereien Lloyd oder Hapag, die der ›Stiftung Pamir und Passat‹ angehören, würden auf ihre ›Pasteur‹ oder ›Ariadne‹ keinen A6-Patentinhaber setzen, der noch nie in seinem Leben ein Schiff als Kapitän geführt hat. Die ›Pamir‹ befehligte ein Mann, der trotz seiner 61 Jahre außer der ›Xarifa‹ von Hans Hass noch nie ein Schiff als selbständiger Kapitän führte. Ich hoffe und wünsche, daß man die Verantwortlichen doch noch zur Rechenschaft ziehen wird.

Hans HEIN, Kiel

Stress beherrscht unser Leben

Zu der Artikelserie von Selye ›Stress beherrscht unser Leben‹ gestatte ich mir die Frage: Ist es wirklich eine Entdeckung, wenn man Reaktionen, die längst bekannt sind, einen unverständlichen Namen (Stress) gibt und den Namensgeber mit den größten Forschern der Medizin auf eine Ebene stellt? Erfreulich ist, daß die Ablehnung nicht ausbleibt: In der Klinischen Wochenschrift 1958, S. 144 heißt es: ›Die Theorie der Adaptionskrankheiten ist freilich ... nicht haltbar‹.

Professor Dr. Georg HERRMANN, Hamburg-Wandsbek

Weitere Leserbriefe Seite 29

Klatsch wird Bestseller

Ein Kleinstadt-Schlüsselroman mit größerem Erfolg als ›Vom Winde verweht‹ wurde verfilmt / VON FRITZ LANGOUR

›Glut unter der Asche‹ heißt ein Film, der in diesen Wochen in Deutschland anläuft. Er, und mehr noch das Buch ›Peyton Place‹, das ihm zugrunde liegt, hat in Amerika Feuer der Begeisterung und Empörung entfacht. Mit fünfeinhalb Millionen Auflage hat es selbst den Mitchell-Roman ›Vom Winde verweht‹ um einige hunderttausend Exemplare übertroffen. Die Autorin ist Grace Metalious, eine bisher unbekannte Hausfrau aus Gilmanton im Staate New Hampshire.

»In Kleinstädten passieren öffentliche Skandale nicht oft. Die Leute sagen deshalb leicht, daß in Städten wie Peyton Place nicht viel los sei, obwohl alle geheimen Schandmäler der Kleinstadtfamilien insgesamt einen gewaltigen schwarzen Fleck ergäben.«

So schreibt Grace Metalious in ihrem Roman ›Peyton Place‹. Und dann malt sie diesen schwarzen Fleck ihren Lesern vor die Nase, breit, unübersehbar, eine einzige Anklage gegen spießbürgerliche Pseudomoral, gegen die Verlogenheit der nach außen Wohlanständigen, nach innen Verderbten.

Wer ist diese Frau? Wer ist Grace Metalious, die da so schonungslos mit den Bürgern einer kleinen Stadt in Neu-England ins Gericht geht?

Die jetzt 34jährige Autorin schreibt aus bitterer Lebenserfahrung. Ihr blieb nur wenig von den Lasten des menschlichen Daseins erspart: Zwar wurde sie 1924 auf den vornehmen und nach Reichtum klingenden Namen Grace Marie Antoinette Jeanne d'Arc de Repentigny getauft. Aber sie verbrachte ihre Jugend in Armut. Als sie elf Jahre alt war, wurden ihre Eltern geschieden, als sie vierzehn war, begann sie zu schreiben. Mit siebzehn heiratete sie.

Aber all das kam zu früh. Auch die Ehe mit dem Lehrer George Metalious. Diese ausgehungerte, vom frühen Alleinsein widerborstige Frau fand keine Erfüllung. Später schreibt sie:

»Ich wurde geboren. Ich heiratete. Ich gebar Kinder. Nicht sehr amüsant soweit. Aber Lebenslust habe ich!«

Lebenslust hatte sie immer. Doch sie kam nie auf ihre Kosten. Ihr gerade 750 Seelen zählender Geburts- und Wohnort, Gilmanton in New Hampshire, stand ihr genauso im Wege wie das geringe Einkommen ihres Mannes. Der Hunger blieb ...

Aber diese Frau fühlte sich nicht dazu geboren, in der Enge des Dorfes Gilmanton an Mittellosigkeit zu versauern. Zwanzig Jahre lang schrieb sie vergeblich: keine Zeile wurde gedruckt. Immer größer wurde ihr Verlangen nach dem anderen Leben. Daß dieses Verlangen ungestillt blieb, mag mit dazu beigetragen haben, daß Grace Metalious eines Tages begann,



Foto: Centfox

Jung, reich und verliebt ist Rodney (Barry Coe). Aber die Kleinstadt Peyton Place prellt ihn um sein Glück: In ihren Augen ist er leichtsinnig. Deshalb mißtraut ihm zu seinem Schmerz das schwärmerisch verehrte Mädchen Allison.



Foto: dpa

Versöhnung ausgeschlossen. Grace Metalious, die 34jährige Verfasserin des Bestsellers ›Peyton Place‹, und ihr Mann George trafen sich vor Wochen, um sich zu versöhnen. Aber nach zwei Tagen trennten sie sich endgültig.

ihre Mitmenschen mit oft grausam erscheinender Genauigkeit zu beobachten. Hinzu kommt eine verbissene, fast pathologische Wahrheitsliebe: Was Grace Metalious sieht, was sie denkt, das sagt sie auch.

Trotzdem schwingt in dem Roman von Grace Metalious auch immer wieder ein anderer Ton mit: ein Ton der Liebe zu ihrer kleinen Stadt. Es klingt fast zärtlich, wenn sie die Empfindungen des Mädchens Allison beschreibt, das nach einem Spaziergang wieder die vertrauten Straßen von Peyton Place betritt. Und der feine Spott etwa, mit dem sie eine Pokerrunde honoriger Männer widergibt, ist liebvoll und weit entfernt von boshafter Persiflage. Ebenso deutlich wird die positive Grundeinstellung der Autorin zu den Menschen ihrer Stadt, wenn sie — am Rande zwar, aber typisch — den jungen Rodney Harrington beschreibt: Auch er ist ein Kleinstädter, aber er ist, wenn auch von seiner Umwelt verkannt, ein Mensch mit einem echten, großen Gefühl. Er liebt, und er leidet darunter, daß das Mädchen Allison ihm seine Liebe nicht glaubt.

Ein Roman vor Gericht

Grace Metalious ist, obgleich sie Kleinstadt-Klatsch und Kolportage zur Grundlage ihres Buches gemacht hat, keine Menschenverächterin geworden. Ihre wütenden Angriffe auf die Moralität der Spießbürger scheinen vielmehr einer tiefen Enttäuschung zu entspringen, genauer gesagt: enttäuschter Liebe zu den Menschen. »Aber Lebenslust habe ich«, sagt Grace Metalious auch heute noch. Und Lebenslust ohne Liebe ist undenkbar.

Mehr noch als alle Spekulationen über die wirkliche Einstellung der Autorin zu ihren Mitmenschen sagen ihre eigenen Worte. Jetzt, da Erfolg und Ruhm sie aus der Enge ihres Dorfes herausgerissen und in das hektische Leben von Hollywood gespült haben, da bekennt sie: »Ich glaube, daß ich mich früher als ruhige Hausfrau in Neu-England glücklicher fühlte.« Und sie fügt in ihrer harten, realistischen, schnodderig erscheinenden Art hinzu: »Aber es ist gut, zu wissen, woher die nächste Mahlzeit kommt.«

Grace Metalious will in Gilmanton bleiben, obwohl sie inzwischen von ihrem Mann geschieden ist und einen anderen Mann geheiratet hat, obwohl man sie für die ›Enthüllungen‹ der wenig schönen Hintergründe beschaulichen Kleinstadtlebens haßt, obwohl man diesen Haß auch auf ihre drei Kinder übertrug. »Ich beabsichtige nicht, meine Heimatstadt zu verlassen«, sagte sie. »Denn ich fühle, daß ich mit Gilmanton verwurzelt bin. Ich habe dort ein Haus gekauft und gehe wieder zurück. Alle feindlichen Reaktionen können mich nicht daran hindern, mit meinen Kindern in Gilmanton zu leben.«

Schon andere Autoren und Autorinnen, Träger berühmter und weniger berühmter Namen, haben es erleben müssen, daß die Bürger ihrer Heimatstädte sich in Romanen verzerrt zu erkennen glaubten und dafür die Urheber mit Haß verfolgten:

Grace Metalious' großer Landsmann, Thomas Wolfe, veröffentlichte

Sie leiden unter dem Klatsch. Junge Menschen, denen ihr Tanz verleidet wird: der Kleinstadtklatsch verfolgt sie. Eine Szene aus ›Glut unter der Asche‹.

Foto: Centfox

1929 sein erstes Buch, ›Schau heimwärts Engel‹, und er erntete für diese ergreifende Darstellung menschlicher Schwäche und menschlicher Größe in seinem Geburtsort Asheville in Nord-Carolina so viel Feindschaft, daß er es vorzog, die kleine Gebirgsstadt für immer zu verlassen. Er hatte die tragische Situation begriffen, in die der Erkenner seiner Umwelt zwangsläufig gerät. In seinem Nachlaß fand sich das reifste seiner Werke, dessen Titel zugleich die Quintessenz seiner Lebenserkenntnis ist: ›Es führt kein Weg zurück.‹

Thomas Mann zog sich mit seinen ›Buddenbrooks‹, obgleich sie schon bald nach ihrem Erscheinen zu den größten Werken unserer neuen Literatur gerechnet wurden, den über Jahrzehnte währenden Zorn seiner Lübecker Mitbürger zu. Erst nach der bitteren Konsequenz des Hasses, nach zwei Weltkriegen, verlieh seine Heimatstadt ihrem mißverstandenen Sohn das Ehrenbürgerrecht.

Und gerade in unseren Tagen, da Grace Metalious' Roman ›Peyton Place‹ die Gemüter Amerikas erregt, mußte sich eine deutsche Schriftstellerin, Ursula Rütt, von einem Gericht bestätigen lassen, daß ihr Roman ›In Sachen Mensch‹ — eine Kampfansage an die Herzlosigkeit der Bürokratie — keine Verunglimpfung irgendwelcher Personen ist. Auch nicht solcher Personen, die mit Figuren des Romanes gewisse Ähnlichkeiten haben.

Das Feuer brennt weiter

»Stört nicht mit Klatsch und Schmähung seine Freiheit!« fordert Thomas Mann für den Dichter. Daß diese Forderung oft nicht erfüllt wird, hat etwa der tragische Kritiker deutscher National-Schwächen, Kurt Tucholsky, mit dem Verlust seiner geliebten Heimat bezahlt: er starb, von der Erfolglosigkeit seiner Kritik zerbrochen, in der Emigration durch Selbstmord. Und Georg Christoph Lichtenberg erfuhr bereits vor 200 Jahren, wie gefährlich es ist, seine Zeitgenossen zu erkennen und dann auch noch zu sagen, was man erkannt hat. Seine Aphorismen haben zum großen Teil noch heute Gültigkeit, und wenn man die Haßgesänge gegen den Kleinstadt-Schlüsselroman von Grace Metalious hört, so ist man gerade an Lichtenbergs Wort erinnert: »Wir verbrennen zwar keine Hexen mehr, aber dafür jeden Brief, worin eine derbe Wahrheit gesagt ist.«

Der Roman ›Peyton Place‹ sagt viele derbe Wahrheiten. Er sagt sie zwar neben versteckten Liebeserklärungen an die Kleinstadt, aber die Kleinstädter Neu-Englands sehen in dieser Darstellung die schmeichelnden Wahrheiten nicht, sondern nur die derben. Und sie möchten wohl, da wir keine Hexen mehr verbrennen, diesen umfangreichen ›Brief‹ voll derber Wahrheiten, den Roman ›Peyton Place‹, verbrannt wissen.

Das durch den Roman entfachte Feuer brennt weiter, das Feuer der Begeisterung und das der Empörung. Ist George Metalious, der Mann der Autorin, sein Opfer geworden? Die für Gilmanton zuständige Schulbehörde bestreitet es. Tatsächlich aber hat sie ihn, gerade, als die Wellen am höchsten brandeten, aus seinem Amt als Schulleiter entlassen. Und im puritanischen Neu-England wäre es durchaus denkbar, daß Grace Metalious recht hat, wenn sie sagt: »Natürlich ist das Buch die eigentliche Ursache für seine Vertreibung aus Amt und Würden.« Mr. Metalious hat inzwischen in Stow, Massachusetts, eine neue Anstellung gefunden.

Grace Metalious liebt die Welt

Die Frau, die seinen Namen berühmt gemacht hat, trägt heute diesen Namen nicht mehr. Sie hat sich vor einigen Wochen von ihrem Mann scheiden lassen und drei Tage nach der Scheidung den Rundfunksprecher T. J. Martin geheiratet. Hier nun behauptet sie, diese Entwicklung habe mit ihrem Buch nichts zu tun. Aber die Öffentlichkeit glaubt, es besser zu wissen. Sie sieht in der neuen Ehe einen neuen Grund, die unbequeme Autorin zu attackieren: »Das tut man nicht«, heißt es in jener diktatorischen Sprache der Kleinstadt, gegen die sich Grace Metalious aufgelehnt hat.

Allen Anfeindungen zum Trotz, sicher sogar mit durch sie bedingt, ist ›Peyton Place‹ innerhalb von zwei Jahren mit einer Auflage von fünfeinhalb Millionen ein noch größerer Erfolg geworden als Margaret Mitchells ›Vom Winde verweht‹. Es ist verfilmt, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird es auch zu einem überragenden internationalen Erfolg. Eine deutsche Buchausgabe ist in Vorbereitung.

Grace Metalious ist mit ihrem ersten erschienenen Werk in eine kleine Reihe beachtlicher Autorinnen getreten, von denen jede mindestens einmal die Bestseller-Liste anführte: Pearl S. Buck, deren Romane aus dem chinesischen Leben in fast allen Ländern der Erde gelesen werden; Daphne du Maurier, die 1931 ihre erste Novelle veröffentlichte, dann bis 1937 fast in jedem Jahr einen Roman schrieb und 1938 mit ›Rebecca‹ Weltruhm erlangte; Agatha Christie, auf deren Kriminalromane Verleger in aller Welt schwören und deren unter dem Titel ›Zeugin der Anklage‹ verfilmtes Bühnenstück ›Witness for the Prosecution‹ jetzt ein sensationeller Erfolg wurde; Vicki Baum, die nicht nur erfolgreiche, sondern auch überaus zahlreiche Bücher schrieb.



Fo

Wird die zweite Ehe Grace Metalious Glück bringen? Sie heiratete ihren alten Freund und jetzigen Manager, Thomas J. Martin. Die Bevölkerung ihres Heimatortes Gilmanton hat ihr diese neue Heirat sehr übelgenommen.

Jede dieser Autorinnen hat oder hatte mit ihren Büchern ein Anliegen: Verständnis für ein Land zu erwecken, Wissen um fremde Länder zu vermitteln, spannende Unterhaltung zu bieten, den Leser zu erfreuen.

Und Grace Metalious? Ihre Kritiker streiten ihr ein echtes Anliegen solcher Art ab, behaupten, ihr gehe es nur um Klatsch, billige Sensation und um niedere Instinkte. »Tom Sawyer«, konterte sie dagegen, »hatte auch eine Freundin«. Und: »Von Erwachsenen zu reden, ohne ihre erotischen Triebe zu erwähnen, das ist, als würde man von Fenstern ohne Glas sprechen.«

Das ist eine Einstellung, mit der man sich bei Grace Metalious abfinden muß, am besten, ehe man ihr Buch zu lesen beginnt. Es ist in gewisser Weise rücksichtslos. Es ist auch Klatsch. Aber Klatsch wider eine Welt, von der die Autorin glaubt, daß sie eine zum Teil verlogene Welt ist, deren Unaufrichtigkeit man entlarven muß, um ihr zu helfen. Und helfen will sie dieser Welt. Sie liebt sie nämlich.

Vier Frauen, deren Bücher von Millionen Menschen in aller Welt gelesen werden



Foto: Welt-Archiv

Vicki Baum schrieb viele Romane. Sie gehört zu den erfolgreichsten deutschen Autorinnen.



Foto: Welt-Archiv

Margaret Mitchell schrieb nur ›Vom Winde verweht‹. Es hatte sensationellen Erfolg und brachte ein Vermögen.



Foto: dpa

Pearl S. Buck beschrieb in ihren Werken den Fernen Osten, wie sie ihn sah. Millionen Menschen kauften ihre Bücher.



Fo

Daphne du Maurier. Ihr berühmtestes Buch ist ›Rebecca‹. Seine Weltauflage: mehrere Millionen.

Hände weg vom Menschen!

Gezielte Stromstöße verändern den Charakter

VON DR. GEORG GERSTER

Mehr als die Atombombe haben wir Gefahren zu fürchten, die sich als wissenschaftlicher ›Fortschritt‹ tarnen, Entdeckungen, die den Menschen selbst verändern können. KRISTALL hat in seiner letzten Nummer über die Eingriffe der Psychochirurgie berichtet. Wir setzen heute unsere Artikelserie fort mit einem Bericht über ›Biokontrolle‹. Durch Stromstöße wird es in absehbarer Zeit möglich sein, den Menschen zum Sklaven zu machen.

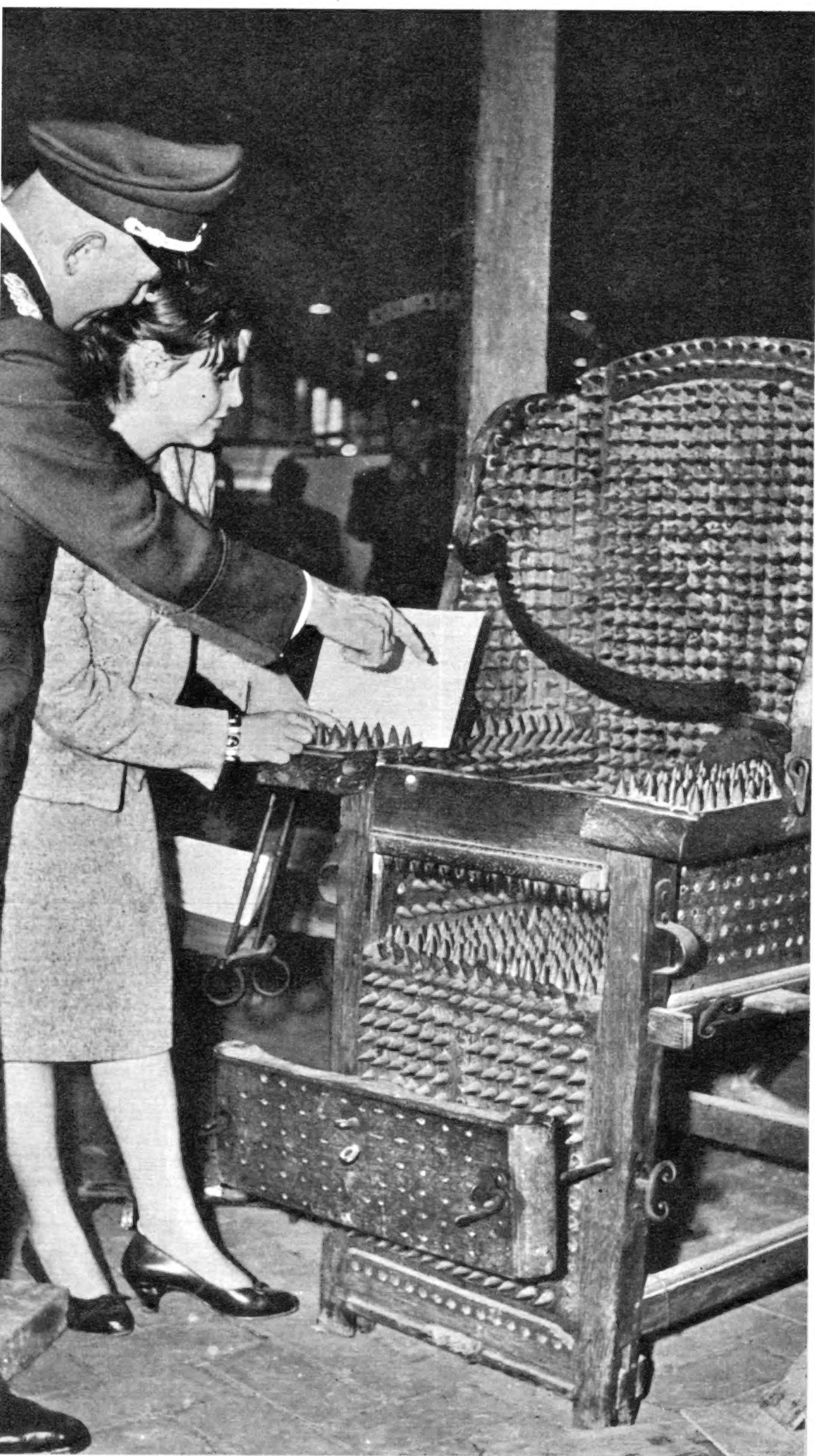


Foto: Keystone

Dies ist ein Folterstuhl aus vergangenen Jahrhunderten. Er wird nicht mehr benutzt. Gehört also Unmenschlichkeit der Vergangenheit an?

Eine neue Gefahr kommt auf die Menschen zu: die Biokontrolle. Nicht der Sache, aber der Bezeichnung nach ist die Biokontrolle eine Schöpfung Curtiss R. Schafers, der für eine New Yorker Firma elektronische Apparate entwirft und entwickelt. Schafer warnte vor kurzem auf einer Tagung in den Vereinigten Staaten, die dem letzten Schrei in der Elektronen-Technik galt: »Biokontrolle kann definiert werden als Kontrolle über die physischen Bewegungen, die Denkvorgänge, die Gefühle und Sinnesempfindungen bei den höheren Formen von tierischem Leben (inbegriffen beim Menschen), mittels bioelektrischer Signale. Eine brauchbare Wissenschaft wird die Biokontrolle vielleicht schon in den nächsten fünfzig Jahren werden. Auf jeden Fall sollten wir ihre fürchterlichen Möglichkeiten zur Kenntnis nehmen.«

Das Ereignis, das die Wissenschaft auf die Fährte zur Biokontrolle setzte, liegt mehr als anderthalb Jahrhunderte zurück. Und es hätte nicht harmloser sein können. Im Hause eines Bologneser Professors für Anatomie und Geburtshilfe zuckten krampfhaft einige Froschschenkel. Über die näheren Umstände sind sich die Geschichtsschreiber nicht einig. Eine Fassung der Überlieferung erzählt, daß Luigi Galvani tote Frösche an einem Kupferdraht entlang dem Balkon aufgehängt hatte. Nachts weckte ihn ein starkes Gewitter. Er trat neugierig auf den Balkon und bemerkte entsetzt, wie die Frösche, jedesmal wenn sie vom Wind bewegt das eiserne Geländer des Balkons berührten, krampfartig zusammenzuckten. Eine andere Version schreibt die Entdeckung Frau Galvani zu: sie hatte mit dem Seziermesser abgezogene Frösche in einer Zinnschüssel liegen. Als sie das Messer einen Augenblick sinken ließ, so daß seine Spitze den Froschleib und sein Griff den Rand der Schüssel berührte, bewegte sich der Leichnam.

Galvani zog allerdings aus dieser Beobachtung, welche die Zeitgenossen erregte, den falschen Schluß. Er glaubte, die Lebenskraft, die ›tierische Elektrizität‹ gefunden zu haben. In Wirklichkeit hatte er aber entdeckt, daß ein elektrischer Strom das Nervengewebe reizt. Denn Kupferdraht und eisernes Balkongeländer, Zinnschüssel und Seziermesser bildeten, wie der Physiker Volta einige Jahre später zeigte, in dem Augenblick, in dem sie durch eine Elektrizität leitende Flüssigkeit (die Körpersäfte des Frosches!) verbunden wurden, eine Stromquelle — ein galvanisches Element.

Galvani selber kam, obwohl er das, was er mit Augen sah, mißdeutete, zu einem an und für sich richtigen Ergebnis. Seine ›tierische Elektrizität‹ existiert tatsächlich, nur der Name ist durch die falsche Deutung, die in der Romantik der Entdeckung Galvanis gegeben wurde, bis heute etwas verpönt. Heute sagt man Bioelektrizität und meint damit die Tatsache, daß elektrische Ströme die Begleiterscheinung vieler Lebensvorgänge sind. Bekannt ist die Aufzeichnung der Ströme, die bei der Tätigkeit des Herzens auftreten: das sogenannte Elektrokardiogramm ist für den Herzspezialisten ein unentbehrliches Hilfsmittel bei der Diagnosestellung geworden.

Noch wichtiger wird der sogenannte Enzephalograph (Hirnschreiber), der die bei der Hirntätigkeit auftretenden Wechselströme von der Kopfhaut ableitet und kurvenmäßig festhält. Mit der Deutung der Registrierkurven des Hirnschreibers hoffen die Hirnforscher immer tiefer in die Geheimnisse ihres Gegenstandes einzudringen.

Der sogenannte ›Lügendetektor‹, in der Medizin unter dem weniger einfachen Namen ›Pneumo-Cardio-Sphygmo-Galvano-Graph‹ bekannt, nimmt schon seit Jahren einen festen Platz zur Wahrheitsfindung in der Polizei vieler westlicher Länder ein. Mit ihm ist es möglich, Hirnwellen, Blutdruck, Atemschwingung und Schweißabsonderung zu messen und von diesen Ergebnissen Rückschlüsse darauf zu ziehen, ob ein Mensch die Wahrheit spricht oder lügt.

Die Hirnwellen jedes Menschen bieten ein unverwechselbar indivi-

Foto: Dombrowski

Ein Elektrokardiogramm wird an einer Patientin durchgeführt. Aus der ›elektrischen Schrift‹ des Herzens kann der Arzt die Diagnose dann gewinnen.

duelles Bild: Kriminalisten haben deshalb auch schon vorgeschlagen, die ›Hirnabdrücke‹ zusätzlich bei der Identifizierung von Verbrechern zu verwenden. Gleichzeitig kehren jedoch auch gewisse Wellenmuster immer wieder, die von Alter und Tätigkeit des Hirns abhängen. W. Grey Walter, ein Pionier der Enzephalographie, sagte, nachdem er die Hirnwellen seines Assistenten aufgezeichnet hatte, während dieser die Rundfunkübertragung eines Länderfußballspiels verfolgte: »Kennt man das Spielergebnis, könnte man auf Grund seines ›Hirnabdrucks‹ die Nationalität des Zuhörers nennen; kennt man den Zuhörer, könnte man auf den Stand des Spiels schließen.«

Es war notwendig, daran zu erinnern, zu welch raffinierten Einblicken und hochfliegenden Erwartungen Galvanis ›tierische Elektrizität‹ in anderthalb Jahrhunderten geführt hat. Denn ein Nebenprodukt der Beschäftigung mit der Bioelektrizität war der Gedanke, das Hirn mit elektrischen Impulsen zu ›füttern‹, um es zu entsprechenden, voraussagbaren Reaktionen zu zwingen.

Des Spiels mit den zuckenden Froschschenkeln waren die Wissenschaftler bald müde. Im Jahre 1870 entdeckte ein schottischer Physiologe, daß die Reizung der entblößten Großhirnrinde mit elektrischen Strömen Affen dazu veranlaßte, verschiedene Muskeln zu bewegen.

Mit wachsendem Einblick in die verschiedenen Abteilungen der Zentrale, welche das Gehirn ist, und in ihre Arbeitsweise wurden die elektrischen Reize gezielter. Der Zürcher Nobelpreisträger W. R. Hess rief an frei beweglichen, nicht narkotisierten Katzen durch elektrische Reizung bestimmter Teile des Gehirns zorn- und furchtähnliches Verhalten hervor. Versuche, die 1953 und 1954 in den USA unternommen wurden, machten es wahrscheinlich, daß dieses Ausdrucksgebaren auch tatsächlich von entsprechendem ›Erleben‹, von Wut und Furchtgefühlen begleitet ist. Zwei Jahr später gelang es James Olds (University of California), bei Ratten nicht nur ›negative‹, sondern auch ›positive‹ Gefühle zu erregen. Hungrige Ratten, deren Hirn an bestimmten Stellen über feinste Nadelelektroden erregt wurde, zogen, durch eine ausgeklügelte Experimentanordnung vor die Wahl gestellt, die elektrischen Reize bei weitem dem Futter vor. Umgekehrt konnten durch Stimulation anderer Hirnteile bei Versuchstieren Hungergefühle erzeugt werden, obgleich sich die Ratten soeben vollgefressen hatten.

Unterdessen sind auch Menschenversuche bekanntgeworden. Wilder Penfield, ein kanadischer Neurochirurg, entdeckte, daß Teile des menschlichen Hirns wie ein Bandgerät arbeiten, das Ton und Bild aufzeichnet und die Aufnahme für Jahre und Jahrzehnte speichert. Sobald er bei Patienten gewisse Hirnpartien elektrisch reizte, hörten und sahen sie Dinge, die Jahre und Jahrzehnte zurücklagen, mit einer derart überwältigenden Fülle von Einzelheiten, daß der Ausdruck ›Erinnerung‹ zu schwach ist.

Es versteht sich, daß diese Forschungen, in den Dienst des Menschen gestellt, dem Arzt bisher unerhörte Eingriffsmöglichkeiten geben. Fehlschaltungen des Hirns, die zu Krankheiten führen, können möglicherweise einmal ausgemerzt und funktionsuntüchtige Sinnesorgane ersetzt werden. Aus dem Naval-Hospital in Bethesda, Maryland, sind Forschungen bekanntgeworden, die darauf abzielen, mittels elektrischer Signale optische Eindrücke unter Umgehung der Augennetzhaut direkt in das Gehirn ›einzuschmuggeln‹. Das Ziel dieser Forschungen ist eine Art synthetisches Sehen für Blinde. Aus den Vereinigten Staaten wird ein erster Erfolg gemeldet. Eine 35jährige Amerikanerin, die bereits seit dem 17. Lebensjahr unheilbar (Sehnervschaden!) erblindet ist, unterzog sich einer Operation, bei der ihr zwei Drahtelektroden, jede nur halb so

Fortsetzung Seite 17

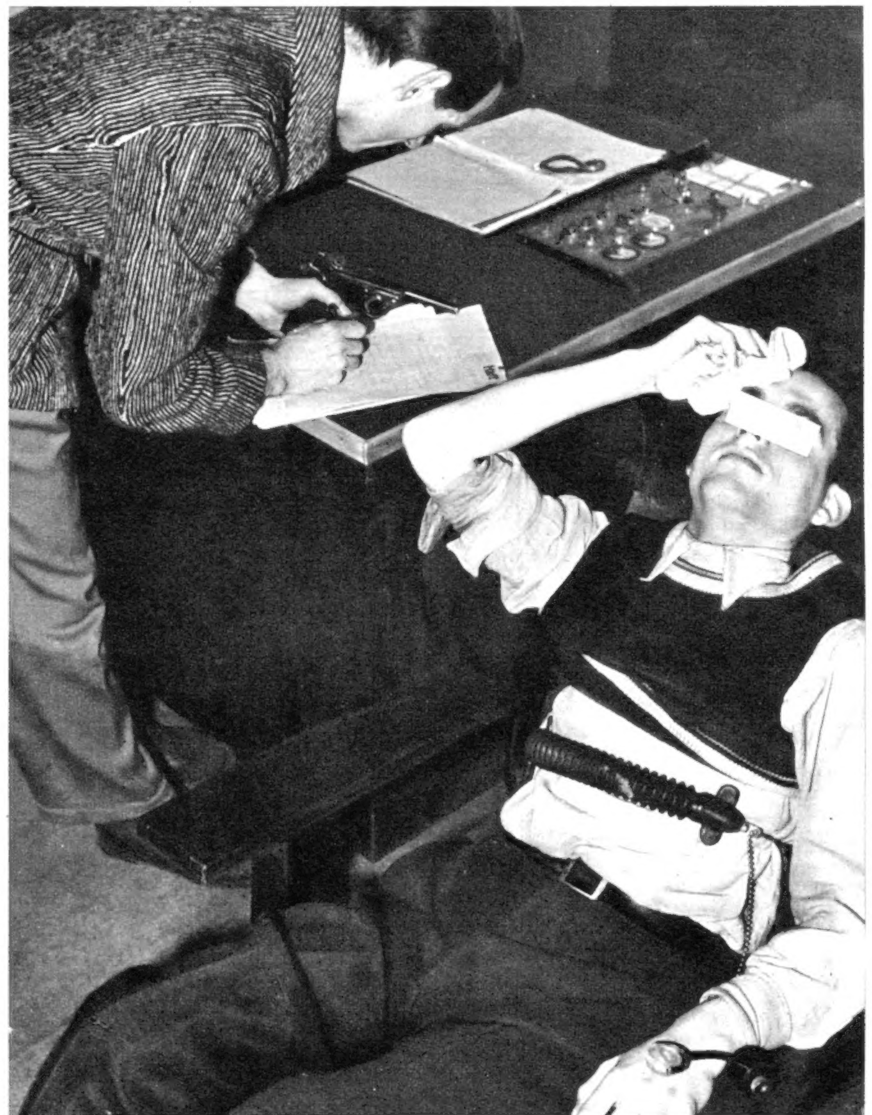


Foto: dpa

Dies ist kein Folterstuhl, sondern nur der Sessel für den Häftling, der dem Test des Lügendetektors unterworfen wird. Ist dies wirklich kein Folterstuhl?

Das geheime Regiment

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL

Die Fotos sind Originalaufnahmen beteiligter Soldaten



Foto: Kröger

Ein großer Coup ist gelungen: die Brücke über das Wadi el Kbir in die Luft gesprengt. Koenens (Pfeil) Brandenburger sammeln sich, aber zwei fehlen.



Foto: Kröger

Den ersten Tag nach der Sprengung verbringt das Kommando Koenen in einer versteckten Schlucht. Tagsüber wird geschlafen, nachts marschiert.



Foto: Kröger

Nach einem Sechstagemarsch sind die Brandenburger wieder in ihrem Hauptquartier. Das schwarz-weiße Lamm ist ein Geschenk der arabischen Führer.

Mit kampferprobten Fallschirmjägern hatten Feldmarschall Kesselring und General Nehring gegen Eisenhowers nordafrikanische Invasionsarmee das Wettrennen nach Tunesien gewonnen. Der Brückenkopf mit den wichtigen Häfen Tunis und Bizerta hielt. Die Hintertür für den Rückzug blieb offen. Aber von Casablanca, Algier und Oran rollten die Materialtransporte der Amerikaner nach Osten und Süden. Jeden Tag konnte der Sturm aus den Gebirgspässen herausbrechen, konnte er Rommel in den Rücken fahren. Dagegen mußte etwas geschehen.

Aber was sollte geschehen? Was konnte noch geschehen? »Wir sind schon oft zurückmarschiert, und dann ging es doch wieder vorwärts«, sagten die Unentwegten in Rommels Panzerarmee. Andere blickten skeptisch auf die Karte und schüttelten die Köpfe.

»Die Fukalinie hat nicht gehalten, die Sollumfront hat uns nichts genützt, die Mersa-el-Brega-Stellung auch nichts, und hier — unsere Buerat-Front — werden wir hier halten?« Der Gefreite Vogel spuckte in den Sand. Er bekam keine Antwort von den übrigen Männern am MG. So knurrte er weiter: »Seit über 50 Tagen ziehen wir nun schon in einem elenden Rückzug durch Nordafrika. ›Kämpfender Rückzug‹ — wie das schon klingt. Wo wird dieser verfluchte Marsch enden?«

Afrikanische Maginot-Linie

Böse, bitter und zornig auf das unbegreifliche Gesetz, das den Sieger von gestern zum Gejagten gemacht hatte, rechtete der Gefreite von einer Grenadierkompanie der 90. Leichten Division mit seinen Kameraden. Er konnte nicht wissen, was eine Handvoll Offiziere wußte, daß Rommel nur durch den jeweilig rechtzeitigen Rückzug die totale Vernichtung der geschwächten Armee verhütet hatte.

Vogel hatte mit seinem MG rückwärtige Sicherung an der Straße nach Westen. Die Wache mußte bald abgelöst werden. Da knatterten ein, zwei, drei VW-Kübel von Osten heran. Hätte Vogel gewußt, mit welchem Auftrag das Dutzend Männer der Wehrgeologenstelle vom Pionierführer Afrika nach Westen geschickt wurde, Richtung Tunesien, dann wäre ihm klar gewesen, daß auch die Buerat-Stellung nicht gehalten werden sollte. »Erkundung der tunesischen Grenzgebiete und der Mareth-Stellung«, lautete der Auftrag, den das Kommando hatte.

Es waren alte Afrikaner, die in ihren gebleichten Uniformen, auf sich allein gestellt, das tunesische Bergland durchstreifen sollten. Bewährte Männer, die bei allen wichtigen strategischen Entscheidungen im afrikanischen Raum ihre Hand im Spiel hatten. Die Wehrgeologen standen zwar nicht im Wehrmachtbericht; aber ihre Leistung hätte hineingehört. Sie waren die Wissenschaft im Afrikakrieg.

Die Volkswagen von Dr. W's Kommando rollten durch Tripolis. Die sauberen Straßen und geöffneten Geschäfte wirkten gespenstisch. Daß es den Frieden noch gab! Die Männer tranken ein paar Biere aus der Brauerei ›Oea‹, ließen ihre Fahrzeuge noch einmal überholen und fuhren weiter — über die tunesische Grenze.

Es galt, die Wegeverhältnisse Südtunesiens bis zur Enge von Gabes zu erkunden. Dann sollte die alte französische Mareth-Stellung, die ›afrikanische Maginot-Linie‹, an der tunesisch-libyschen Grenze untersucht werden. Das Ergebnis war befriedigend: Das Wadi Zigzaou vor der Befestigungslinie, aus alten, zwar meist geschleiften Forts, wurde als panzersicher erkannt. Die Ksur-Berge im Westen waren durch Regengüsse fast unpassierbar geworden. Die Mareth-Stellung war also gut. Gegen Frontalangriffe sicher. Aber zu umgehen war sie natürlich auch. Der Wagen mit Dr. W. fuhr die schmale Piste hinauf auf den Paß. Weit nach Westen ging der Blick, wo die braunen und grauen Bergrücken wie Kulissen hintereinander standen. Ein kleines Dorf klebte wie ein Schwalbennest am gegenüberliegenden Hang. Das wollten sie noch aufsuchen und dann umkehren. Rutschend und schleudernd erreichten sie die Talsohle. Bauten mehr als zwei Stunden lang an einem Übergang über einen tief eingeschnittenen Bach und würgten dann den VW hinauf zum Dorf, das mit seinen fensterlosen Häusern wie eine mächtige Burg zu beiden Seiten des Felspfades hockte.

Peinliche Verwechslung

Und dann gab es eine böse Überraschung. Nicht, daß nun Amis oder Franzosen dagewesen wären. Nein. Aber die Bewohner hielten sie für Engländer und zeigten sich zu peinlichen Handgreiflichkeiten entschlossen.

»Nix Ingles — Aleman — Rommel«, versuchte Walter den Leuten die Wahrheit zu dolmetschen. Er zeigte auf das Hoheitszeichen auf seiner Uniform; zeigte Soldbuch, EK, Konserven — zwecklos: Die Braunen blieben mißtrauisch und hielten die Patrouille für einen englischen Kommandotrupp. Erst ein Foto von Walter, das ihn neben Feldmarschall Rommel zeigte, brachte die Wende. Das Bild wanderte von Hand zu Hand, jeder braune Mann blickte prüfend in Walters Gesicht und strahlte dann: »Ah, Aleman, bon, bon, Rommel, gutt, gutt.« Tee wurde gebracht, gekochte Eier, Kus-Kus und frische Butter. Man feierte Ver-

Fortsetzung Seite 12

DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite [illegible]

söhnung. Als Franz, der todsichere Schütze, aus einem vorüberfliegenden Taubenschwarm mit zwei Schüssen zwei Vögel herunterholte, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Zum Abschied gab es einen Korb Eier, zwei Hühner und ein paar Hasen als Gastgeschenk.

Wichtiger aber als die Hühner und die Eier, waren Informationen, die trotz der Sprachschwierigkeiten aus dem Palaver mit den Tunesiern herauskamen: Die Amerikaner führten ausgedehnte Erkundungsflüge über dem Raum aus; Patrouillen — von Franzosen geleitet — waren beobachtet worden. Eisenhowers Experten wollten also auch wissen, wie es hier unten aussah.

Was der alliierte Oberbefehlshaber im Auge hatte, das konnte sich jeder deutsche Landser an den fünf Fingern abzählen. Man brauchte dazu die geheimen Beschlüsse Roosevelts und Churchills auf der Konferenz von Casablanca nicht zu kennen. Das alliierte Ziel hieß: den Brückenkopf Tunesien eindrücken — zumindest im Süden zur tunesischen Küste stoßen, Rommel den Rückweg in den Brückenkopf verlegen und eine Verbindung zwischen Eisenhowers Invasionsarmee und Montgomerys 8. Armee herstellen.

Hauptverbündeter: das Wetter

Das war klar. War kleines Einmaleins der Strategie. Aber bisher war Eisenhower mit seinem Einmaleins nicht weit gekommen. Seine Panzerspitzen, Fallschirmjäger und Infanterieverbände saßen zwar seit dem 12. November in Bône, seit dem 15. in Tebessa und seit dem 25. in Medjez-el-Bab. Am 28. November hatte er schließlich das Gebiet Sbeitla, Gafsa, Kasserine - Paß besetzt; aber damit war auch sein Vormarsch zu Ende. Wir wissen, mit welch geringen Kräften Nehring ihn gestoppt hatte. Der Hauptverbündete der Deutschen war dabei allerdings der Wettergott. Die für die amerikanischen Truppenverbände ungewohnten Wege- und Geländeschwierigkeiten wirkten sich auf die Pläne der Alliierten böse aus. Eisenhowers Bericht darüber in seinen Memoiren ist ein einziges Klagelied, illustriert mit vielen Beispielen über Motorräder, die im Schlamm steckenblieben, über Panzer, die bis über den Unterbau im Dreck der grundlosen Wege versanken. Mit solchen Sachen wußten die aus Rußland schlammgewohnten Fallschirmjäger Kochs, Barenthins und Witzigs sowie die Männer der 10. Panzerdivision General Fischers und die 334er General Webers besser Bescheid als die Amis.

Man braucht sich nur von Oberst Barenthin darüber erzählen zu lassen, um zu begreifen, wie die Erfahrung gegen den unerfahrenen Gegner siegte. In der Zeit der Kämpfe um Tebourba zum Beispiel schlugen Barenthins Jäger mit zwei Pakzügen südlich der Tine-Brücke einen englischen Panzerangriff von 40 Tanks ab. Barenthins Trick war, eine mitherangezogene 8,8-Flakkanone immer vier Schüsse in kürzester Folge abfeuern zu lassen, um auf diese Weise eine ganze Batterie vorzutäuschen. Er legte das Feuer abwechselnd auf die angreifenden Panzer, die nur auf der Straße fahren konnten, und dann wieder auf die berühmte Gespensterfarm — ein französisches Gut im Niemandsland. Gleich bei den ersten vier Schüssen wurde ein Panzer erwischt und ein Munitionsstapel bei der Farm getroffen. Dieses ›vielfältige‹ Artilleriefeuer überraschte die Tommys. Nach zehn Geschoßlagen drehten die Panzer ab. Barenthin konnte endlich die feindliche Straßensperre an der wichtigen Wegverbindung Chouigui—Tebourba beseitigen. Ob man diese Episode nimmt oder die trickreichen Einsätze des Bataillons Witzig am Jefnatunnel; ob man die kühnen Überraschungsangriffe des Oberleutnants Börger mit einer Kompanie Fallschirmjäger auf die beherrschenden Höhen von Sidi Nsir heranzieht oder die am 9. Dezember im Handstreich erfolgte Entwaffnung der 12 000 Franzosen mit ihrer schweren Küstenartillerie in Bizerta durch General Gause (mit einer einzigen Jägerkompanie, ein paar Spähwagen und einigen in der Luft kreisenden Stukas) — es war alles glänzend gemacht, war alles bewundernswerte Tapferkeit und Führungskunst. Aber kein Generalstäbler konnte im unklaren darüber sein, daß früher oder später dieser Trick-Krieg aufhören mußte. Was sollte dann werden? Was wollte Hitler, was wollte das OKW eigentlich? Sollte Rommels Armee aus Afrika gerettet werden und war nur deshalb der Brückenkopf Tunesien gebildet worden? Oder wollte Hitler in Afrika wieder offensiv werden?

Am 3. Dezember 1942 hatte im Führerhauptquartier in Rastenburg eine sehr interessante Unterredung stattgefunden, aus der sich die Antwort auf diese Fragen ergab. Der Generalleutnant Ziegler war zu Hitler befohlen. Es wurde ihm eröffnet, daß in Tunesien eine neue Panzerarmee gebildet werden sollte;



Foto: Dr. Weis

Ein uraltes Tonnenhaus bei Medenine, wie es das Forschungskommando der Wehrgeologen Rommels während einer Erkundungsfahrt fand.



Foto: Kröger

Hauptmann Fritz v. Koenen erhält für seine Einsätze hinter der feindlichen Front das Ritterkreuz. Links: General v. Pfuhlstein, rechts: Leutnant Guhl.



Foto: v. Arnim

Auf dem Weihnachtsberg am 25. Dezember 1942: Generaloberst v. Arnim überreicht den Soldaten des Panzergrenadierregiments 69 Eiserne Kreuze.

Generaloberst v. Arnim sei als Oberbefehlshaber vorgesehen. Er, Ziegler, solle die Stelle des ›ständig bevollmächtigten Vertreters‹ einnehmen.

General Ziegler war ein tüchtiger Offizier und ein kühl denkender Realist. Er stellte die Frage, was für Truppen die neue Panzerarmee bekommen sollte. Er erhielt die Antwort: Noch drei Panzerdivisionen und drei motorisierte Schützendivisionen werden nach Tunesien in Marsch gesetzt; darunter die Luftwaffen-Elitedivision ›Hermann Göring‹. Hitler beteuerte auch gegenüber Generaloberst v. Arnim, er werde für einen funktionierenden Nachschub Sorge tragen.

Unter solchen Umständen gingen der Generaloberst v. Arnim, der eben noch bei Rschew das XIII. Panzerkorps befehligt hatte, und der gleichfalls rußlanderfahrene Generalleutnant Ziegler einigermaßen optimistisch nach Tunesien. Sie sahen wenigstens die Möglichkeit, aus dem Raum Bizerta—Tunis nach Westen offensiv zu werden, die Häfen Bône und Philippville zu erobern und dann auf die algerischen Häfen zu stoßen. Wenn es dann noch gelingen sollte, einen arabischen Aufstand gegen die Alliierten zu entfesseln, sah die deutsche Führung eine Chance, die Landungsarmee Eisenhowers an die Westküste zurückzutreiben. Der Plan war kühn, die Versprechungen groß.

Schicksalsfrage Nachschub

Am 9. Dezember übernahm Generaloberst v. Arnim das Armeeoberkommando der neuen 5. Panzerarmee. Aber weder Panzer noch Nachschub kamen in ausreichendem Maße. Der neue ›Oberquartiermeister Tunis‹, Oberst Heigl, und der aus dem Rußlandkrieg erfahrene Chef des Stabes, Oberst Pomtow, quälten sich — wie jahrelang Rommels Offiziere — damit herum, den deutschen und italienischen Führungsstellen die Schicksalsfrage Nachschub jeden Tag vor Augen zu führen: Vergeblich! So lag die Last der Kriegführung gegen Eisenhowers Invasionsarmee weiter auf den Fallschirmjägerregimentern, auf der 10. Panzerdivision und den Teilen der 334. Division, die unter General Weber in Tunesien eingetroffen waren. Besonders das Gebirgsjägerregiment 756 der 334. bewährte sich in den Dezemberkämpfen und in den ersten Januarwochen am Chouigui-Paß, am berüchtigten Djebel Lanserine und am Djebel El Ang mit dem heißumkämpften Weihnachtsberg. ›Longstop Hill‹ nannten die Amerikaner diese strategisch wichtige Höhe. Die Männer der ›Kampfgruppe Oberstleutnant Bürker‹ von der 10. Panzerdivision werden den Heiligabend des Jahres 1942 ihr Leben lang nicht vergessen. Christkind und Bescherung bestanden für sie in einem blutigen Waffengang gegen eine britische Brigade, die den Weihnachtsberg hielt. Sie wurde geworfen. Aber am ersten Weihnachtstag setzte der englische Befehlshaber eine Gardebrigade zum Gegenstoß ein. Sie warf die deutsche Kampfgruppe wieder den Hügel hinunter. Das I. Bataillon des Panzergrenadierregiments 69 — die ehemals Wandsbeker 69er (mot.) — stürmte darauf zusammen mit der 5. und 8. Batterie des Panzerartillerieregiments 90 und der II. Abteilung des Artillerieregiments 50 den Berg erneut. Sie warfen die englische Garde im Nahkampf und hielten die wichtige Höhe, die den Brückenkopf Tunis nach Westen absicherte, bis zum Ende des tunesischen Krieges.

Es bellten noch die MG und krachten noch die Handgranaten am Weihnachtsberg, da stand in der Buerat-Stellung, noch 200 Kilometer vor Tripolis, bei Oberst Bayerlein ein junger Hauptmann über die Karten vom Raume Südtunesien gebeugt. Drei Punkte waren hinter den gegnerischen Linien mit blauen Kreuzen bezeichnet: drei Brücken über Flüsse und Wadis an der Eisenbahnstrecke Oran—Algier in den Raum Tebessa, Gafsa, Tozeur. Die Bahnlinie konnte ein wichtiger Lebensstrang für den alliierten Nachschub werden. An der Bahnlinie liefen auch die Telefon- und Telegrafenleitungen: Nachschub und Nachrichtenstrang. Das wollte Bayerlein treffen.

Hauptmann Fritz v. Koenen war ein Farmersohn aus Westafrika und sprach Englisch als zweite Muttersprache. Er führte die 13. Kompanie des Regiments Brandenburg, der Sondertruppe, die Admiral Canaris unterstand. Die erste Halbkompanie war mit Koenen gleich mit den ersten Fallschirmjägern nach Tunesien gegangen. Am 5. Dezember war dann auch die zweite Halbkompanie von Neapel herübergeflogen worden. Im idyllischen Hammamet am Meer, in den Villen zwischen Orangen- und Zitronenhainen, war sie untergebracht. Aber zu faulem Leben war keine Gelegenheit. Wo es brannte, konnte man in den ersten Wochen des Tunesienfeldzuges den ›Sonderverband Koenen‹ im Einsatz sehen, obwohl die Brandenburger für regulären Kampfeinsatz eigentlich nicht da waren. Ihr Geschäft war anderer Art: Brandenburger saßen hinter den feindlichen Linien und lenkten das Feuer der eigenen Artillerie. Sie zerschnitten Nachrichtenverbindungen. Bauten Wegeschilder um und

Fortsetzung nächste Seite

DIE WÜSTENFÜCHSE
Fortsetzung von Seite 13

machten Pisten unbefahrbar und anderes mehr. Ein neues Abenteuer aus dem Bereich ›und anderes mehr‹ hatte Hauptmann von Koenen sich gerade als Auftrag von Oberst Bayerlein geholt.

Am 26. Dezember 1942 um Mitternacht konnte man auf dem Flugplatz Bizerta einen merkwürdigen Start sehen: Drei Ju 52 zogen mit je einem Lastensegler im Schlepp gen Süden. Lastensegler sind keine komfortablen Einrichtungen. Man sitzt auf einem Brett mit Handgriffen hintereinander. Für die Füße gibt es rechts und links ein Bodenbrett.

Von Zeit zu Zeit blickte sich Hauptmann von Koenen, der gleich hinter dem Segler-Piloten saß, um und musterte seine Männer. Hinter sich sah er den schon in manchem Einsatz bewährten Pionier-Unteroffizier Hans Neumann. Dahinter den arabischen Dolmetscher. Dann den Unteroffizier Sloka. Und noch fünf Mann. Mehr trug ein Segler nicht. Zu reden gab es nichts mehr. Jeder kannte den Plan und seine eigene Rolle dabei. Jeder wußte auch, daß unter den Sitzen die Kisten mit den Waffen, Geräten und — 150 kg Sprengstoff lagen.

Ritt auf der Pulverkiste

Das Schleppseil blinkte im Mondlicht. Tief unter ihnen glänzte das Mittelmeer. In großem Bogen kurvten die drei Schleppflugzeuge in 2500 Meter Höhe landeinwärts. Es war ausgemacht, daß die Segler 70 Kilometer vor dem Ziel ausgeklinkt werden sollten. Von vorn kamen die Lichtzeichen. Die Piloten klinkten die Seile aus. Das Motorgeräusch der Schlepper verklang. Es wurde still. Lautlos glitt Koenens Segler dahin. Unten im Mondlicht lagen die Bahnlinie und die Brücke, die mit ihren weiten Bogen das Wadi el Kbir überspannte.

Der Pilot kurvte im Gleitflug noch eine Schleife. Dann neigte sich die Kiste. Pfeifend sauste der Flugwind, in rasendem Sturz ging es der Erde zu. Alles klammerte sich fest. »Na, hoffentlich geht das gut«, zuckte es jedem durch den Sinn. Schließlich saßen sie auf 150 kg Sprengstoff. Der tüchtige Pilot fing den Segler rechtzeitig auf. Warf die Glaskuppel ab. Knirschend gingen die Kufen über das Geröll. Sie waren mit Stacheldraht umwickelt — und das bremste schnell und gut.

Drüben ging der zweite Lastensegler herunter. Auch er landete ohne Bruch. Aber wo war der dritte? Weg. Nichts zu sehen. Erst nach der Rückkehr werden sie erfahren, daß sich die Ju mit diesem Segler aus Versehen einem deutschen Verband anschloß, der Tarnung flog. Zu spät merkte der Pilot seinen Fehler.

Stahl scheppert. Kommandos werden getuschelt. Männer huschen. Werfen sich nieder. MG im Anschlag. Aber das Land bleibt still. Von Koenen, Unteroffizier Neumann und ein Melder springen geduckt hinüber zur 300 Meter langen Brücke. »Ein mächtiges Ding«, knurrt Koenen. Vorsichtig pirschen sie sich heran. Sie befürchten feindliche Posten. Aber die Franzosen sitzen in der kalten Nacht drüben im kleinen Stationsgebäude, das im Mondlicht verschlafen und weiß herüberblinzelt. Sie trinken algerischen Wein. Oder schlafen. Koenen blickt durch sein Nachtglas. Er kann die schwarzen Buchstaben des Stationsnamens lesen: Sidi bou Baker.

»Die Luft ist rein.«

Der Melder prescht zurück. Und dann kommt Unteroffizier Sloka mit den anderen angekeucht. Sie schleppen den Sprengstoff. Koenen stellt Sicherungen aus.

Dann hat Unteroffizier Neumann das Wort. Er dirigiert die Anbringung der Sprengladungen: drei kg auf den Oberbau der Brücke. Je drei kg vor und hinter die Brücke auf den Schienenstrang. Zwei mächtige Ladungen von je 70 kg an die Breitseite des mittleren Brückenpfeilers. Indessen klettert ein Mann auf einen Telegrafenmast, um die Drähte zu kappen. Da keine Zange zur Verfügung steht, schlägt er mit dem Klauenbeil die Drähte ab. Das Kupfer dröhnt; und als der letzte Draht reißt, schnellt der Mast zur anderen Seite, daß es den Mann um ein Haar herunterschleudert. So. Jetzt die Zündschnur.

»Wo sind die Zündschnüre?«

Waren im dritten Lastensegler — der verschwunden ist.

Koenen knirscht mit den Zähnen: »Verdammt!«

Aber was wäre das für ein Brandenburger Pionier, der nicht ein paar Sprengkapselzünder zur Hand hätte. Und Neumann hat sie. Diese Teufelsdinger mit dem Reißzünder haben den Nachteil, daß sie nur 60 Sekunden Brenndauer haben. Das ist nur sehr wenig. Da muß gut



Foto: Barenthin

»Was haben Sie denn im Gesicht«, fragte Oberst Barenthin Feldwebel Koppel bei einer Besichtigung vorgeschobener Stellungen. »Eine Wette, Herr Oberst, zwei Monate muß der Bart dran bleiben, sonst verliere ich fünf Flaschen Kognak.« Barenthin lachte, wie man sieht, und antwortete: »Ich will Sie nicht in Unkosten stürzen, lassen Sie ihn dran.« Hinter Barenthin Major Moll.



Foto: Clormann

Die beiden einzigen Geretteten vom Kommando gegen die Brücke am Kasserine-Paß: Willi Clormann (rechts) und Franz Wodjerek (links).

aufgepaßt werden. Neumann macht einen Pfiff mit seiner Trillerpfeife als Zeichen für das Anreißen der Zünder für die beiden Hauptladungen aus.

Der Mond blinkt strahlend und hell. Grell geht die Trillerpfeife. Drei Männer reißen die Zündkapseln und rennen. Neumann horcht: Nummer eins brennt. Ratsch, der nächste. Lauschen. Brennt. 20 Sekunden sind 'rum. Jetzt aber weg. Da verheddert er sich in den Telegraphendrähten, die auf der Brücke liegen. Er stürzt. Unteroffizier Sloka reißt ihn hoch. Sie springen beide von der Brücke fünf Meter tief ins Wadi. Dabei verstaucht sich Sloka den Fuß Jetzt packt Neumann zu. Schleppt Sloka bis an den Wadirand. Sie werfen sich hin. Da kracht die erste Detonation der Schienensprengung. Aber wo bleiben die anderen Explosionen? Sie müßten doch alle gleichzeitig kommen? Neumann steht auf und blickt zur Brücke hinüber. Da zucken Stichflammen hoch. Der Druck reißt ihm die Beine unterm Leib weg. Wirft ihn zu Boden. Heulend gehen die Brocken über ihre Köpfe. Aber die Männer empfinden keine Furcht. Sie empfinden nur Triumph: Es hat geklappt.

Eine tolle Odyssee

Als sich die Staubwolke verzieht, steht die Brücke im Mondlicht wie ein alter Zahn.

Ursprünglich soll der Sammelplatz nach der Aktion in einer kleinen südlichen Mulde sein. Aber das erweist sich als zu nahe dem Stationsgebäude, und aus dem schießen die Franzosen jetzt schon wild mit ihren MG. Also befiehlt v. Koenen Sammeln bei den Lastenseglern.

»Ist alles da?« Rundblick.

»Nein.«

»Zwei Mann fehlen.« Unteroffizier Sloka meldet sich freiwillig, die beiden zu suchen. Die anderen springen geduckt hinüber ins Gebirge. Vorher werden geballte Ladungen an den Flugkisten befestigt. Sie grollen Sekunden später hinter den huschenden Schatten her.

Als der Tag graute, hatten die arabischen Führer ein kleines Wadi im Djebel Bou Ramli gefunden. Dort warfen sich die Männer zu Boden: Schlafen. Zum Weitermarsch kam ja nur die Nacht in Frage.

Gegen Mittag gaben die Posten Alarm. Araber kamen das kleine Wadi herauf. Der Dolmetscher wurde hinübergeschickt. Man sah ihn gestikulieren. Dann kamen alle angerannt. Einer warf seinen Burnus weg: Es war Berger, einer der beiden Vermißten. Als Palästinadeutscher hatte er sich in einem nahen Dorf den Arabern verständlich ma-

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 11



Foto: Moosmüller

Rommels Devise war: Geführt wird vorn. Er kämpfte und er lebte mit den Soldaten. Die schwäbische Sitte des Vesperns behielt er gern bei. Auf unserem Foto teilt er sich gerade das Vesperbrot mit seinem Ordonnanzoffizier.

chen können, und sie hatten ihn mit sicherem Instinkt ins richtige Versteck geführt. Stolz palaverten sie mit vielen Gesten mit dem arabischen Dolmetscher von Koenens und boten sich schließlich an, die Kolonne schnell auf sicheren Wegen aus der Gefahrenzone zu bringen. Bei Dunkelwerden brach das Kommando auf. In einem Gewaltmarsch von 65 km lotsten die Araber die Männer durch den Djebel, an der Stadt Gafsa vorbei und über Schleichpfade in den Djebel Orbata. Am sechsten Tag nach der Sprengung zog Koenen in Maknassy ein. Einen halben Tag später brachte ein Trupp Araber den zweiten Vermißten, Hannes Feldmann, einen Urbayer, wohl versorgt und sogar auf einem Esel reitend an. Und dabei stand auf Hilfe für einen Deutschen Todesstrafe. Nur Unteroffizier Sloka kehrte nicht zurück. Agentenberichte meldeten, daß ihn eine französische Patrouille gefangen und erschossen habe.

In der Nacht, da Hauptmann v. Koenen mit seinen 20 Mann ins Wadi el Kbir flog, flogen zehn andere seiner Kompanie unter Führung von Leutnant Hagenauer und dem Pionierführer-Unteroffizier ›Poldi‹ in einem Lastensegler zum Einsatz gegen die Brücke nördlich Kasserine. Aber das Unternehmen stand unter einem schlechten Stern. Schon bei der Landung gab es Bruch. Und schließlich wurde die ganze Gruppe von einer französischen Panzer-Aufklärungsabteilung gefangengenommen. Nur zwei Mann, der Obergefreite Franz Wodjerek und Unteroffizier Willi Clormann, retteten sich in einem Elf-Tage-Marsch mit 67 Zigaretten, einer Dose Cola und zwei Pistolen mit je sieben Schuß zu den deutschen Linien. Auch ihnen wurde von tunesischen Bauern geholfen, bei denen sie am nächsten Tage vollkommen verhungert anklopften.

Und was war mit dem dritten blauen Kreuz auf der Karte?

Vierzehn Tage später, am 10. Januar, ging es gegen eine Brücke im südlichen Teil Tunesiens, im Raum Tozeur. Leutnant L., der Führer dieses Kommandos, und Feldwebel Klima entschieden sich für den Einsatz mit Lastwagen von Kebili aus, da der Aktionsraum nördlich des Salzsees Schott Djerid lag und sich im Djebel Morra ein vorgeschobener italienischer Stützpunkt befand. Aber der Anmarsch des Kommandos wurde von französischen Sicherungsstreitkräften entdeckt. Nur mit Mühe konnten sich die Brandenburger durch die Flucht retten. In richtiger psychologischer Einschätzung versuchten sie es jedoch in der nächsten Nacht aufs neue. Und diesmal gelang es. Feldwebel Klima packte in aller Ruhe den Sprengstoff um den Mittelpfeiler. Ein Teil wurde oben auf der Brücke angebracht. Der Rest zwischen den Schienen verstaut. Klima zog den Zehn-Minuten-Zünder ab — und dann brauste der Wagen in voller Fahrt zurück. Nach zehn Minuten hielten sie am Rande des Djebel an. Nachtgläser 'raus. Majestätisch stand die Brücke im Mondlicht. 15 Minuten.

Nichts.

Klima wurde nervös.

20 Minuten.

»Da stimmt etwas nicht, ich muß nachsehen.«

Aber Leutnant L. hielt Klima zurück. Drüben ratterte ein Zug heran. Jetzt ertönte das Pfeifsignal der Lokomotive vor der Brücke. Alles starrte gespannt hinüber. Da krachte die Explosion. Die Männer sprangen auf den Wagen. Brausten davon.

Die Luftbilder, die am nächsten Abend vorlagen, zeigten, daß zwischen den Trümmern der gesprengten Brücke eine Lokomotive und die Waggons eines zerstörten Zuges lagen.

Die Rache der Engländer ging daneben. Ein britisches U-Boot setzte bei Hammamet ein Sprengkommando ab, das offensichtlich die Zentrale Koenens in die Luft jagen sollte. Aber die zweite Halbkompanie von Koenens 13. paßte gut auf. Hermann M., der am Strand Wache hatte, hörte das Geräusch eines knirschenden Bootes und dann das Klikken, als wenn Stacheldraht durchschnitten wurde. Er schoß drei weiße Leuchtkugeln. Und im gleißenden Licht sah man die Silhouetten hastender Schatten. Es begann eine wilde Jagd: Der Landungstrupp flüchtete; aber in den nächsten 48 Stunden wurden die acht Engländer, die von dem U-Boot ausgesetzt waren, samt ihrem britischen Captain von Angehörigen der Arabischen Legion unter Oberst Hippel aufgespürt und gefangen. Nur die tunesischen Führer waren spurlos verschwunden. Ein Leutnant der Long Rangers, der versucht hatte, schwimmend das U-Boot wieder zu erreichen, wurde tot an die Küste gespült.

Nächstes Heft: Der letzte Akt — Vom Kasserine-Paß bis zum Cap Bon.

Stromstöße verändern den Charakter

Fortsetzung von Seite 9

dünn wie ein Menschenhaar, durch die Schädeldecke eingeführt und im Sehzentrum des Hirns befestigt wurden: mittels einer fotoelektrischen Zelle, die an die beiden Drähte angeschlossen wurde, konnte die Blinde verschiedene Lichtquellen wahrnehmen.

Kaum ausdenkbar sind dagegen die Möglichkeiten für einen Machthaber, der diese Forschungsergebnisse nicht zum Heile der Mitmenschen, sondern zum Triumph über seine Feinde verwenden will.

Es ist durchaus chirurgische Routinearbeit, kleine Löcher in den Schädel zu bohren und durch sie in verschiedene Teile des Hirns haarfeine Silberelektroden einzuführen. Diese verursachen dem Patienten nicht die geringsten Beschwerden und fügen dem Hirngewebe keinen wahrnehmbaren Schaden zu. Solange in ihnen kein Strom fließt, behindern sie auch in keiner Weise das Funktionieren des Hirns. Sie können monatelang, ja vermutlich für immer im Hirn belassen werden. Das sind keine Spekulationen, sondern Erfahrungen, die bei der Behandlung von Geisteskranken durch elektrische Reizung bestimmter Hirnzentren gewonnen wurden. Die elektrischen Signale, die durch diese Silberdrähte fließen, können zum Beispiel durch kleine Rundfunkempfänger vermittelt werden. Auch das ist keine müßige Spekulation. Joseph A. Gengerelli (University of California) rüstete Ratten mit einem Miniatur-Radioempfänger aus, der Signale von einem Sender im Laboratorium auffing und sie über verschiedene Elektroden dem Hirn des Tieres ›verfütterte‹. Durch bloße Manipulation am Sender konnten auf diese Weise beim Tier verschiedene Bewegungs- und Sinnesreaktionen ausgelöst werden.

Die Schreckensvision der Biokontrolle, die Curtiss R. Schafer entwirft, kann sich, wie man sieht, auf zahlreiche Ansatzpunkte stützen.

»Verschiedene Autoren haben in letzter Zeit für den Fall eines dritten Weltkrieges die Massenversklavung ganzer Nationen vorausgesagt. Diese Versklavung könnte dem Besiegten als Friedensbedingung aufgezwungen werden oder auch durch die Drohung eines Angriffs mit Wasserstoffbomben. Biokontrolle könnte die Versklavung vollständig und endgültig machen, denn der einmal Kontrollierten würde niemals mehr erlaubt, als Einzelmenschen zu denken. Wenige Monate nach der Geburt würde bei jedem Kind von einem Chirurgen ein Steckkontakt unter der Kopfhaut montiert, ferner eine Reihe von Elektroden, welche diesen Kontakt mit ausgewählten Stellen des Hirngewebes verbinden. Ein oder zwei Jahre später würden an diesem Steckkontakt ein Miniatur-Empfänger und eine Antenne angeschlossen. Von diesem Augenblick an könnten die Sinneseindrücke und die Muskeltätigkeit des Kindes entweder beschränkt oder vollständig kontrolliert werden mittels bioelektrischer Signale, die von staatlich betriebenen Rundfunksendern ausgestrahlt werden.

»Das Wesen, das einst ein menschliches war, wäre — derart kontrolliert — die billigste der Maschinen, sowohl was die Herstellung als auch was den Betrieb betrifft. Auch nur einen einfachen Roboter zu bauen kostet zehnmal mehr als ein Kind in die Welt zu setzen und bis zu seinem 16. Lebensjahr aufzuziehen.«

Wollen wir solche Möglichkeiten noch länger als die nicht ernst zu nehmenden Utopien von Schwarzsehern abtun? — Sie können Wirklichkeit werden.

Im nächsten Heft: Griff nach dem Erbgut. Der Mensch verwandelt den Menschen. Erbanlagen auf Bestellung?



Eine Marien-Figur steht in einer Mauernische auf dem Platz Josephine in Les Milandes. Sie hält ihre Hände schützend über die Kinder.

Mit den sechs großen Buben spielt Josephine Baker jeden Morgen Ball. Von links nach rechts: Jari aus Finnland, Teruya aus Japan, Jean-Claude aus Frankreich, Akio aus Korea, Luis aus Kolumbien und Moses aus Israel.

Josephine und ihre Kinder

KRISTALL war Gast im ›Dorf der Welt‹ — Ein großer Bildbericht

VON ILSE STEINHOFF (PARIS)

Für neun Kinder gibt Josephine Baker das Geld aus, das sie sich auf allen Bühnen der Welt ertanzt hat. Für neun Waisenkinder verschiedener Hautfarbe erwarb sie in Südfrankreich den Besitz Les Milandes, der zweimal so groß wie Monako ist. Dort wachsen die Kinder unter ihrer Obhut heran. Sie sollen ein Beispiel dafür sein, daß es nicht auf die Hautfarbe ankommt, sondern auf das Herz, durch das Brücken der Verständigung geschlagen werden. Ein Leben lang kämpfte Josephine Baker gegen Rassenvorurteile und Rassenhaß. Der Ernst ihrer Ziele wird nicht geschmälert, auch wenn sie im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen.

Josephine mit ihren drei kleinsten Adoptivkindern: dem Berberjungen Brahim, dem Negerbaby Kuffi und der Französin Anne-Marie aus Algerien. Am Vormittag widmet sie sich nur ihren Kindern. Am Nachmittag und Abend betreut sie die beiden Hotels und die Musterfarm von Les Milandes.

Ich sah sie zum erstenmal von der Terrasse des kleinen Hotels in der Dordogne: eine schlanke, kaffeebraune Gestalt im weiten Rock, das Haar straff zurückgekämmt und mit einem Turban umschlungen. Unter dem Arm trug sie ein lachendes Kind.

Am nächsten Morgen dann, bei meinem Besuch auf Schloß Les Milandes, begrüßte mich Josephine Baker in der riesigen, buntgekachelten Schloßküche. Auf dem Tisch standen acht Becher, acht Teller und eine Babyflasche. Die Tänzerin war im Morgenrock und hatte Lockenwickler im Haar. Auf ihrem Gesicht waren kleine Seifenspritzer. Sie hatte gerade den Papageienkäfig gescheuert.

Josephine Baker, das hungrige Mädchen aus den schwarzen Elendsvierteln von St. Louis, hat in Paris 1925 ihre Karriere begonnen, als Star einer großen Negerrevue. Und in den Music-Halls der ganzen Welt raste der Beifall, wenn die Baker tanzte und sang. »In meinem Dorf kenne ich jeden Kirchturm, jeden Pfad, jeden Strauch ...« hieß eines ihrer berühmten Lieder.

Josephines Dorf liegt heute im südlichen Frankreich, in der Dordogne. Sie hat es ›Le village du Monde‹, das Dorf der Welt, genannt. Für neun elternlose Kinder ist es zur Heimat geworden. Die berühmte Frau hat sie adoptiert. In einem hellen Raum stehen sechs Betten aus Bambus mit bunten Plastikbezügen, die eine deutsche Firma schenkte. Dort schlafen die ›großen Buben‹: Akio aus Korea, 6, Luis aus Kolumbien, 5, Teruya aus Japan 5, Jari aus Finnland, 5, Jean-Claude aus Frankreich, 5, und Moses aus Israel, 5. Die beiden Zweijährigen, der kleine Berber Brahim und Anne-Marie aus Algerien, schlafen in Josephines Zimmer, wo auch die Wiege des schwarzen Kuffi aus Abidjan, Westafrika, steht.

»Die Kinder sprechen Französisch«, sagt Josephine Baker. »Sie sollen aber später auch ihre Muttersprache erlernen und in ihrer eigenen Religion erzogen werden. Mit elf Jahren will ich sie in ihre eigentliche Heimat schikken. Mit Hilfe der Regierung werde ich eine Pflegefamilie aussuchen, mit der sie vier Jahre leben sollen.«

Wie Brüder und Schwestern wachsen diese weißen, gelben, braunen und schwarzen Kinder heran. Sogar eine richtige Großmutter ist da, mit gütigem Gesicht und schlohweißen Haaren: Josephines Mutter, die so herrliche Märchen erzählen kann.

Es gibt böse Zungen, die behaupten, Josephine Baker mache aus ihrem Kinderdorf eine Schau. Ich glaube aber, daß es ihr Ernst ist um dieses Werk der Liebe und Verständigung unter allen Rassen. »Sieht man nicht, daß heute die Güte fehlt? Ich will den Armen und Unterdrückten helfen, vor allem den Kindern aller Rassen und Nationen.« Diese Sätze schrieb Josephine Baker mit 21 Jahren. Sie stehen in ihren ersten Memoiren, die 1927 in Paris erschienen.



Das sechshundert Jahre alte Schloß Les Milandes liegt in der idyllischen Landschaft der Dordogne im Süden Frankreichs. Es wird umgeben von einem Park mit Kinderspielplatz und Schwimmbassin. Man kann es für 50 Francs besichtigen. Die Kinder leben streng von den Touristen getrennt.

Der Fall, der seit über hundert Jahren die Menschen bewegt:

Kaspar Hauser



Lehrer Julius Meyer, bei dem Kaspar Hauser wohnte, war der Intelligenz und dem Charakter seines Schülers nicht gewachsen: In entscheidender Stunde mißtraute er ihm, statt zu helfen.

EIN TATSACHENBERICHT / VON HEINZ LIEPMAN

Für einen Erbprinzen hielt der bedeutendste Jurist des 19. Jahrhunderts, Ritter von Feuerbach, den jungen Kaspar Hauser. Für einen besonders raffinierten Schwindler erklärten ihn Kriminalisten jener Zeit. Vor 130 Jahren erschien dieser unbekannte 16jährige in Nürnberg. Der reiche Lord Stanhope wollte Kaspar adoptieren. Der König von Bayern erkundigte sich höchstpersönlich nach Hausers Herkunft. Aber ein Unbekannter versuchte, Hauser zu ermorden. Wer war Kaspar Hauser wirklich? Bedeutende Köpfe des 19. Jahrhunderts haben das Rätsel nicht gelöst. Bedeutende Dichter des 20. Jahrhunderts schrieben Bücher darüber. Unser Autor Heinz Liepman hat für seine große Serie bisher unerschlossene Quellen eingesehen. Der Fall erscheint heute in neuer Sicht: mag er kriminalistisch unlösbar scheinen, psychologisch ist noch nicht alles Mögliche erforscht.

Wie schwer muß es für den einundzwanzigjährigen Kaspar Hauser gewesen sein, sich mit seinen Gedanken und Ahnungen abzufinden. Hatte man ihm, der vor fünf Jahren kaum sprechen und gehen konnte, einen Thron geraubt? Der einzige, dem er bedenkenlos hatte vertrauen können: der Ritter Anselm Feuerbach war im vorigen Jahr auf einer Reise nach Frankfurt gestorben. Von Stanhope, dem er sich in jugendlichem Überschwang so leidenschaftlich angeschlossen hatte, hörte er nichts mehr. Die übrigen Männer, die er gut kannte: der Bürgermeister Binder, Professor Daumer und sein ehemaliger Vormund, der Freiherr von Tucher, lebten im entfernten Nürnberg. Die beiden einzigen Männer, die ihm nahestanden, waren der Lehrer Meyer und der Leutnant Hikkel, beides brave aber engstirnige Menschen, ohne Phantasie und Güte.

Kurz vor seinem Tode hatte Feuerbach angeordnet, daß Kaspar als Schreiber auf dem Appellationsgericht in Ansbach angestellt werde. Es war eine niedrige, schlecht bezahlte Stelle, aber Kaspar tat gewissenhaft seine Pflicht. Sobald er aber seine Arbeit auf dem Gericht beendet hatte, trat er in ein anderes Leben ein. Allabendlich war er in den vornehmsten Familien von Ansbach eingeladen, besonders im Haus des ersten Mannes der Stadt, des Regierungspräsidenten, oder wie man damals sagte: des Generalkommissärs von Stichaner. In diesem Haus und in den anderen vornehmen Häusern der Stadt wurde er nach Kräften verwöhnt. Besonders die jungen Damen taten alles, was sie ihm an den Augen ablesen konnten.

Kaspar muß gewußt haben, daß er erbarmungslose Feinde hatte. Es wird berichtet, daß er manchmal, wenn er eine Verabredung für den nächsten Tag oder die nächste Woche traf, mit traurigem Lächeln sagte: »Ich komme — wenn ich dann noch lebe ...«

Es war ein trüber, regnerischer Tag, Samstag, der 14. Dezember 1833. Lehrer Meyer saß in seinem Studierzimmer. Plötzlich kam Kaspar hineingestürzt, ohne anzuklopfen. Er war außer Atem, seine Kleidung beschmutzt und verregnet. Er blieb vor Meyer stehen, aber er brachte kein Wort heraus. Er keuchte, er deutete auf seine linke Brustseite.

Lehrer Meyer springt auf. Er sieht in Kaspars Rock ein Loch, daß sich langsam verfärbt. Blut ...?

Lehrer Meyer greift Kaspar bei den Schultern, schreit ihn an, fragt:

»Was ist passiert?« Aber Kaspar kann nicht sprechen. Er zieht Meyer

Fortsetzung Seite 22



Fotos: K. Schnörrer / Hauser-Archiv Ansbach und Stadtarchiv Nürnberg

n diesem Hause starb Kaspar Hauser. »Das ist Ihr dümmster Streich!« waren ehrer Meyers erste Worte, als sich der tödlich verwundete Hauser am 4. Dezember 1833 ins Haus schleppte. Als Meyer begriff, war es zu spät.

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 20

bei der Hand aus dem Zimmer, aus dem Haus in den Regen, in die trübe leere Straße. Lehrer Meyer versteht das alles nicht. Er bleibt stehen, fragt Kaspar, was geschehen ist.

Kaspar beginnt atemlos zu sprechen:

»Ich ging im Hofgarten spazieren. Und da sprach mich ein fremder Mann an. In der Hand hielt er einen blauen Beutel, den er mir reichte. Als ich nach dem Beutel greifen wollte, hat mich der Unbekannte mit einem Messer in die Brust gestochen ...«

All das stößt Kaspar schwer atmend hervor. Lehrer Meyer, der neben dem Jungen im Regen steht, zögert, weiß nicht, ob er ihm glauben soll oder nicht. Anstatt Kaspar ins Haus zu bringen und einen Arzt zu rufen, schleppt er ihn mit sich zum Hofgarten. Aber noch bevor sie dort ankommen, beginnt Kaspar zu taumeln und zu stolpern. Er fällt hin. Da begreift Meyer endlich, daß Kaspar schwer verletzt ist! Er kehrt um, bringt Kaspar ins Haus, legt ihn ins Bett.

Ein Verbrechen, denkt der Lehrer Meyer, ihm fällt das Attentat ein, das ein Unbekannter vor vier Jahren an Kaspar verübt hatte. Er ruft Kaspar zu: »Lieg ruhig, Bursche, ich werde für alles sorgen«, und stürzt davon, wieder auf die einsame Straße. Der Regen hat aufgehört, aber noch immer tropft es von den Bäumen. Es wird schon dunkel, obgleich es noch keine vier Uhr ist. Lehrer Meyer will zur Polizeistation laufen und Anzeige erstatten. Auf der Straße stößt er mit einem Mann zusammen, er erkennt ihn, es ist der bekannte Ansbacher Arzt Dr. Heidenreich. »Gehen Sie schnell in mein Haus, Herr Doktor«, stößt er hervor, »der Kaspar liegt in seinem Bett mit einem Stich in der Brust, es ist ein Attentat, ich muß zur Polizei ...«

Dr. Heidenreich macht sofort kehrt und geht zu Kaspar Hauser.

Inzwischen rennt Lehrer Meyer weiter zur Polizeistation, wo er Anzeige erstattet. Natürlich kennen die Polizisten den Lehrer Meyer und besonders den geheimnisumwitterten Kaspar Hauser. Sofort werden die Polizisten geschäftig. Das amtliche Protokoll über die ›Wundbeschau‹ wurde um 16.10 Uhr niedergeschrieben. Um 17.15 Uhr erscheint eine Kommission mit dem Untersuchungsrichter an der Spitze. Die Polizei hat inzwischen den Beamten Herlein in den Hofgarten geschickt. Herlein soll nach dem Unbekannten suchen. Er durchforscht im strömenden Regen den ganzen Hofgarten. Er findet keinen Menschen, obgleich er sogar hinter die Sträucher guckt. Aber er findet den blauen Beutel. Völlig durchnäßt.

Inzwischen hat der Arzt die Wunde Kaspar Hausers untersucht und verbunden. Im gedämpften Ton berichtet er dem Untersuchungsrichter auf dem Korridor des Meyerschen Hauses, daß die Wunde lebensgefährlich sei. Aber Kaspar ist bei Bewußtsein und vernehmungsfähig.

Der Untersuchungsrichter, der Polizeikommissar, ein Polizist und Lehrer Meyer betreten die Stube, in der Kaspar liegt. Es ist ein enger, dunkler Raum, eine Kerze brennt. Draußen ist es völlig dunkel geworden. Lehrer Meyer holt eine zweite Kerze. Der

Fortsetzung Seite 24

Unser Bild: Geschwister

England tritt erst spät in die Geschichte der abendländischen Malerei ein. Im 18. Jahrhundert erreicht es vor allem auf dem Gebiet der Landschaft und des Bildnisses eine hohe Blüte. Den reinsten und englischsten Ausdruck fand seine Malerei in Thomas Gainsborough (1727 bis 1788).

Anders als sein großer Gegenspieler Sir Joshua Reynolds, der führende Maler der Londoner Gesellschaft, stammte Gainsborough aus der Provinz. In Sudbury wurde er als Sohn eines Tuchwebers geboren. Mit 15 Jahren kam er nach London, wo er bei einem französischen Stecher und Maler in die Lehre trat. Da ihm in London zunächst der Erfolg versagt blieb, zog er nach Ipswich. Dort fand er die Unterstützung eines angesehenen Militärs, der ihm riet, in das vornehme Bad Bath überzusiedeln, wo sich die elegante Welt Englands traf. Von 1758 bis 1774 lebte und malte Gainsborough in Bath. Sein Ruhm drang bald auch nach London. Die neugegründete Royal Academy wählte ihn zu ihrem Mitglied. Die letzten vierzehn Jahre seines Lebens verbrachte der Künstler in London als Maler der Königsfamilie und der Gesellschaft des Hofes.



Thomas Gainsborough
(1727—1788)
Selbstporträt

Im Gegensatz zu seinem Rivalen Reynolds, für den die akademische Theorie im Vordergrund stand, war Gainsborough ein Maler, der ganz aus dem Empfinden des Augenblicks heraus arbeitete. Er liebte das Landleben und fühlte sich in erster Linie als Landschaftsmaler. Er schuf atmosphärische Landschaften, deren Bäume wie duftige Fächer oder Wolkenschwaden unter einem Silberschleier anmuten. Doch verband schon der Zweiundzwanzigjährige Landschaft und Porträt auf eine recht originelle und empfindsame Weise.

Meistens stellt Gainsborough seine Modelle in ganzer Figur im Freien dar. Oft wendet er ihre Körper ein wenig ins Profil, damit sie noch schlanker erscheinen und die ihm eigene Formtendenz zum Vertikalen, Schmalen und nach oben und unten hin Verschwebenden betonen. — Gainsboroughs schmalgliedrige Frauen sind von bezaubernder Anmut und Lässigkeit. Das Schönheitsideal der Engländerin wird hier geboren. Der silbrig-grüne Glanz, der über Gainsboroughs Bildern liegt, vermittelt bei aller Duftigkeit der seidigen Malerei ein kühles und distanzierendes Klima. Auch unser Doppelbildnis des jungen Lord Lloyd und seiner Schwester, von dem wir die linke Bildhälfte reproduzieren, bildet dafür ein bezauberndes Beispiel. Durch den Köcher in der Hand des Jünglings und den Pfeil Amors in der des Mädchens wird eine allegorische Note erreicht, die damals als chic und elegant galt.

Dr. Cyril Veltheim



Thomas Gainsborough: ›Lord Lloyd und seine Schwestern‹ (Ausschnitt) KRISTALL-KUNSTBLATT Mit Genehmigung des Fitzwilliam Museum, Cambridge · Foto: Conzett & Huber

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 22

Untersuchungsrichter hebt sie hoch, um den Verwundeten besser sehen zu können.

Kaspar liegt auf dem Rücken. Die blonden Haare hängen ihm in die Stirn. Sein blasses Gesicht — so berichtete der Untersuchungsrichter in seinem amtlichen Protokoll — trägt einen merkwürdigen Ausdruck. Einen Ausdruck weniger des Schmerzes als der großen Verwunderung. Es scheint, als habe Hauser etwas erfahren, das ihn mit einem ungeheuren Staunen erfüllt, als horche er in sich hinein, um eine innere Stimme zu hören. Der Untersuchungsrichter, ein ernster und geschäftiger Mann, verspürt etwas wie Scheu, den Knaben anzusprechen.

Lehrer Meyer, der im Schatten des Zimmers steht, räuspert sich. Da erinnert sich der Untersuchungsrichter seiner Pflichten. Der Verletzte ist vernehmungsfähig. Er muß ihn befragen.

Kaspar beginnt zu sprechen. Seine Stimme ist leise, aber ganz klar. Ein Polizist sitzt am Tisch vor der zweiten Kerze und versucht, die Worte Hausers mitzuschreiben:

»Die Sache hat am Mittwoch begonnen, vor drei Tagen. Es war am Morgen, als ich zum Dienst ins Gericht ging. In der Eingangshalle des Gerichts kam mir ein Mann entgegen, den ich nicht kannte. Er war gekleidet wie ein Arbeiter, aber er sah nicht wie ein Arbeiter aus. Er sagte, er solle mir einen schönen Gruß vom Obergärtner des Hofgartens bestellen, und ich möchte am Nachmittag um drei Uhr hinkommen; er wollte mir dort etwas zeigen. Ich sagte ihm, daß ich nicht kommen könnte, weil ich am Abend bei Herrn von Stichaner zum Ball eingeladen sei und mich umkleiden und vorbereiten müßte.«

»Wo war denn der Gendarmerie-Leutnant Hickel, der beauftragt ist, dich überallhin zu begleiten?« fragt Lehrer Meyer von der Ecke her.

Kaspar lächelt schwach. »Hickel ist seit Mittwoch verreist. Ich habe aber schon am Mittwochmittag Frau Hickel von der Einladung des Obergärtners erzählt, und sie hat gesagt, ich könnte ruhig hingehen. Ich bin am Mittwoch aber nicht hingegangen . . .«

Der Untersuchungsrichter dreht sich um und blickt den Polizeikommissar an. Der zuckt die Achseln. Er weiß überhaupt nicht, daß Leutnant Hickel verreist ist, und Hauser also ohne Schutz zurückgelassen hat.

Der Untersuchungsrichter wendet sich wieder dem Verwundeten zu. »Berichte mir, was heute geschehen ist . . .«

Kaspar schließt einen Augenblick die Augen, als ob er müde sei, aber dann beginnt er langsam zu sprechen. Um acht Uhr morgens sei er bei Pfarrer Fuhrmann gewesen, zum Lateinunterricht. Kurz vor zehn war er zum Gericht gegangen. Als er in die Halle eintrat, kam ihm derselbe Mann entgegen wie am Mittwoch. Er lud ihn wieder im Namen des Obergärtners in den Hofgarten ein. Kaspar sagte zu, um drei Uhr zu kommen. Und um drei Uhr ging er in den Hofgarten . . .

Kaspars Stimme ist immer leiser geworden. Nun verstummt er. Seine Augen sind geschlossen. Er atmet tief und regelmäßig. Der Untersuchungsrichter sieht, daß er schläft. Er winkt den beiden Polizisten. Auf Zehenspitzen verlassen sie das Zimmer. Die Kerzen nehmen sie mit.

Noch am gleichen Abend wurde festgestellt, daß Kaspar nicht immer die Wahrheit gesagt hatte. Er war nicht bis kurz vor drei im Gericht gewesen und dann in den Hofgarten gegangen. Er hatte das Gericht bereits um ein Uhr verlassen und war bei Pfarrer Fuhrmann erschienen. Der Pfarrer war erstaunt, aber er hatte Kaspar nicht gefragt, was er wolle. Kaspar schien ihm aufgeregt. Mehrmals habe er angesetzt, als ob er dem Pfarrer etwas Wichtiges zu sagen habe. Aber er habe doch geschwiegen und Pfarrer Fuhrmann habe Kaspar nicht gedrängt und ihn schließlich mit dem Basteln von Pappkartons beschäftigt. Kaspar sei immer nervöser geworden. Um halb drei sagte er plötzlich, er müßte nun zu Fräulein Lilla von Stichaner gehen, der Tochter des Stadtkommissärs, weil er ihr versprochen habe, ihr bei ihren Weihnachtsarbeiten zu helfen. Und dann muß Kaspar geradewegs in den Hofgarten gegangen sein.

Warum hat Kaspar gelogen? Wußte er, wen er im Hofgarten treffen würde: Diese Frage hat er nie beantwortet. Er hatte keine Zeit mehr dazu.

Am nächsten Tag, dem 15. Dezember 1833, hatte Kaspar hohes Fieber. Er war nicht vernehmungsfähig. Am 16. und 17. Dezember ging das Fieber zurück, und er konnte kurz befragt werden. Er berichtete über die Begegnung mit dem Unbekannten. Er hat sogar ausführlich und mit vielen Einzelheiten das Attentat geschildert und den Mann, der ihn angegriffen hatte.

In den amtlichen Protokollen vom 16. und 17. Dezember wiederholte Kaspar, daß ihm im menschenleeren Hofgarten im Regen plötzlich aus dem Gebüsch ein Mann entgegengetreten sei. Der Mann habe ihm mit der linken Hand den Beutel gereicht, und als er diesen ergreifen wollte, habe ihm der Mann mit der rechten ein Messer in die Brust gestoßen. Der Unbekannte habe keinen Ton gesprochen, und dann sei er in der Dämme-



Mit diesem Dolch wurde Kaspar erstochen. Man fand ihn am Tatort, doch vom Täter fehlte jede Spur.



Als Lockmittel benutzte der Täter diesen Tabaksbeutel. Hauser griff nach ihm, da stieß der Mörder zu.

rung verschwunden. Aber es ist wahrscheinlich, daß Kaspar hier gelogen hat und daß er seinen eigenen Mörder zu schützen versuchte. Wir wissen heute mit ziemlicher Sicherheit, über hundert Jahre später, wer der Mörder war. Aber warum der unglückliche Knabe ihn geschützt und gedeckt hat — das wissen wir nicht.

Kaspar Hauser starb am 17. Dezember 1833 um zehn Uhr abends. Seine letzten Worte waren: »Ich möchte gern verzeihen ... Ich weiß aber nicht, wem ich verzeihen soll ... Da sind so viele ...«

Und dann starb er lautlos. Er verschwand in der Dunkelheit, aus der er vor fünf Jahren gekommen war.

Hausers Tod erschütterte Europa

Die Nachricht von der Ermordung Kaspar Hausers wurde in kurzer Zeit nicht nur in ganz Deutschland bekannt, sondern drang schnell in die Hauptstädte Europas und sogar bis nach Amerika. Das große Rätsel um das ›Kind Europas‹, wie Kaspar bereits damals in einigen Artikeln und Büchern genannt wurde, beschäftigte die Phantasie der einfachen Leute genauso wie die kriminalistischen Interessen der Juristen und Historiker. Heute wissen wir, daß an manchen Fürstenhöfen Europas gewissen Leuten in jenem Dezember 1833 nicht wohl zumute war. Es gab einige hochgestellte Persönlichkeiten, die ganz genau wußten, warum Kaspar als 21jähriger sterben mußte. Man hat aufschlußreiche Briefe von Fürsten gefunden, und man weiß um die Bestechungsgelder, die damals gezahlt wurden. Man weiß von Menschen, die nur allzu bereit waren, die finsteren Pläne ihrer Herren auszuführen.

Doch nun, nach der Ermordung des unglücklichen Jungen, begannen die Kriminalisten den Fall mit allem Nachdruck zu verfolgen. Als wirklich zuverlässige Anhaltspunkte hatten sie nur die Nachrichten über die Ermordung Kaspars, über die es ja eine ganze Reihe von amtlichen Dokumenten gab. Sie mußten den Fall also von rückwärts her aufrollen.

Seit seiner letzten Vernehmung durch den Untersuchungsrichter, wenige Stunden vor seinem Tode, am 17. Dezember 1833, hat Kaspar Hauser den Mann beschrieben, der das Attentat auf ihn verübte. Danach war dieser ›von etwas größerer als mittlerer Statur gewesen, ungefähr fünfzig bis vierundfünfzig Jahre alt, habe ein rotes Gesicht und braune Haare gehabt und einen dunklen Mantel mit einem Kragen getragen, dazu einen runden schwarzen Hut.‹

Kaspar sagte die Unwahrheit

Diese Beschreibung paßt zu einem Mann, der von verschiedenen Personen vor und nach der Tat in Ansbach gesehen worden war. Ansbach war damals eine kleine Stadt, in der ein Fremder auffallen mußte. In den amtlichen Akten finden wir Aussagen von Ansbacher Bürgern, die den Fremden am Vormittag bemerkt hatten. Ebenso gibt es die Aussagen von zwei Frauen, die ihn sahen, als er am späten Nachmittag — also nach der Tat — den Hofgarten verließ. Interessant ist auch die Aussage eines Ansbacher Bürgers, der im Gegensatz zu Kaspar bekundete, daß Kaspar bereits mit dem Fremden zusammen in den Hofgarten gegangen war. Wieder ein Beweis, daß Kaspar Hauser bei seinen letzten Aussagen gelogen hat und daß er versuchte, seinen Angreifer zu decken. Warum aber?

Fußspuren waren im Hofgarten natürlich nicht mehr zu erkennen. Nachdem sich die Kunde von der Verwundung Kaspars mit Blitzesschnelle ins Ansbach verbreitet hatte, waren Hunderte von Leuten in den Garten geströmt und hatten den vom Regen aufgeweichten Boden zertrampelt. Aber der Beutel war ja am Abend des Attentats im Hofgarten gefunden worden. Dieser Beutel und sein Inhalt hat den Kriminalisten mehrerer Jahrzehnte viel zu schaffen gemacht. Denn in dem Beutel befand

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 25

sich ein Zettel, der auf seltsame Art beschrieben war. Es dauerte einige Zeit, bis die Polizei feststellte, daß es sich um Spiegelschrift handelte. Die Inschrift aber war höchst räselhaft:

Abzugeben.
Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussehe, und wo her ich bin.
Denn Hauser die Mühe zu ersparen
will ich es euch selber sagen, woher
ich komme — — — — — — —
Ich komme von von — — —
der Baiernschen Gränze —
am Fluß — — — — —
Ich will euch sogar noch
den Namen sagen: M.L.Ö.

Diese Inschrift beschäftigte die Gemüter jahrelang. Wenn man auch annahm, daß der Mörder Kaspar den Beutel gereicht hatte, um seine Aufmerksamkeit von dem tödlichen Stoß abzulenken — wozu diente der Zettel und was bedeutete sein Inhalt?

*

Kaspar Hauser wurde wenige Tage vor Weihnachten begraben, und fast die ganze Bevölkerung von Ansbach folgte dem Sarg. Und an der Stelle im Hofgarten, wo er die tödliche Verletzung empfing, wurde ihm ein Denkstein errichtet. Auf sein Grabmal aber setzte der Stadtkommissär von Stichaner, in dessen Hause Kaspar häufig Gast war, die Worte: HIC JACET — CASPARUS HAUSER — AENIGMA SUI TEMPORIS — IGNOZA NATIVITAS — OCCULTA MORS. Was auf deutsch bedeutet: ›Hier ruht Kaspar Hauser, das Rätsel seiner Zeit, unbekannt seine Herkunft, dunkel sein Tod ...‹

Zeitgenössische Berichte schildern die Empörung der Bevölkerung von Ansbach über die Ermordung Hausers. In den Tagen, in denen sonst die Bürger und ihre Familien beschäftigt waren mit Einkäufen und Vorbereitungen für das Weihnachtsfest, fand man überall Gruppen von Menschen auf den Straßen, die den unheimlichen Mord und seine Gründe diskutierten. Ein Raubmord kam nicht in Frage. Ebensowenig ein Mord aus Rache oder Leidenschaft. Die einzige Lösung des Rätsels, zu der die Leute kamen, war die vermutlich richtige: daß es sich um eine von langer Hand und von hohen Stellen geplante Tat gehandelt haben mußte.

Trotz aller Geheimniskrämerei und Diskretion der amtlichen Stellen sikkerte es durch, daß König Ludwig I. von Bayern nicht weniger als fünfmal an den Untersuchungsrichter geschrieben und immer neue, ausführlichere Berichte über den Mord angefordert hatte. Warum — so fragten sich die Leute — war der König an dem Fall derart interessiert? Als die Minister des bayerischen Königs erfuhren, daß die Schreiben Ludwigs in die Öffentlichkeit gedrungen waren und daß es keinen Zweck mehr hatte, das Interesse des Königs zu verheimlichen, rieten sie Ludwig zu einem Entschluß, der sich als sehr töricht erweisen sollte. Um seinem Volk zu beweisen, daß er eine Aufklärung der Hintergründe des Mordes nicht fürchtete und daß er genauso interessiert war, den Mord aufzuklären wie jeder rechtdenkende

Die Handschrift des 16jährigen Hauser verrät einen sensiblen, etwas labilen, bildungsfähigen jungen Menschen, der kindhaft arglos der Umwelt gegenübersteht, urteilt die Graphologin Minna Becker in einem Gutachten für KRISTALL. »Die wohlproportionierten Formen zeugen in ihrer Dezentheit darüberhinaus von einer gewissen erbmäßig bedingten Kultur. Auffällig ist das Verlangen, sich verehrend an etwas hinzugeben. Überbewertung eitler Äußerlichkeiten sowie auch ihm schmeichelnder Freundlichkeit stellen die Ausreifung des Charakters in Frage.«

Die Schriftzüge des 21jährigen haben sich auffällig verändert. Aus der kindhaften Arglosigkeit ist Lebensangst geworden. Sentimentale und religiöse Übersteigerungen drängen den Charakter in eine pathologische Richtung. Das Vertrauen zur Umwelt ist verschwunden, ein Gefühl der Isoliertheit und Verschlossenheit zeichnen die ganze Tragik Hausers ab, da ihm geistesscharfe Erkenntnisfähigkeit fehlt. »Anhalte dafür, daß es sich um eine kriminelle Persönlichkeit handelte, sind nicht gegeben«, urteilt die Graphologin.

Mensch, setzte er eine Belohnung von zehntausend Gulden aus für die Aufklärung des Mordes.

Zehntausend Gulden — das bedeutet nach heutigem Geldwert etwa fünfzigtausend Mark. Niemals zuvor in der Geschichte des Königreiches Bayern war ein derartiger Betrag für die Aufklärung eines Mordes ausgesetzt worden. Und alles das wegen eines unbekannten Burschen . . . ?

Schuldgefühl des Großherzogs

Es sollte aber über hundert Jahre dauern, bis das Dunkel um Kaspar Hausers Herkunft und um seinen Tod gelichtet wurde. Aber es wäre kaum gelungen, die zahllosen Indizien zusammenzutragen, wenn sich nicht bereits die Zeitgenossen des unglücklichen Knaben unablässig bemüht hätten, das Rätsel zu lösen. So schrieb bereits im Februar 1834 ein bekannter Jurist aus Tübingen, Professor Mautz, einen Aufsatz in einer seriösen süddeutschen Zeitschrift, worin er mitteilte, daß der Großherzog Leopold von Baden anscheinend eine ganz andere Einstellung zum Mord an Kaspar Hauser hatte, wie sein entfernter Verwandter König Ludwig von Bayern. Mautz berichtete, daß Großherzog Leopold von Baden bereits zwei Tage nach dem Tod Kaspar Hausers, am 19. Dezember 1833, zwei Vertreter nach Ansbach sandte. Der eine war Herr von Busch, ein Diplomat des badischen Hofes, und der andere Freiherr von Reitzenstein, ein Minister des badischen Großherzogs. Die beiden Herren verhandelten mit Herrn von Stichaner, dem Generalkommissär und Chef der bayerischen Verwaltung in Ansbach. Nach einigen Zusammenkünften einigten sich die Herren, daß die amtliche Untersuchung der bayerischen Polizei über den Mord an Kaspar Hauser abzubrechen sei. Aus den Dokumenten, die Mautz zitiert, geht hervor, daß eine weitere Aufgabe der beiden badischen Diplomaten darin bestand, in Ansbach festzustellen, ob sich aus den Verhören Kaspars vor seinem Tod bestimmte Anhaltspunkte auf die Person des Täters ergeben hätten.

Daß das Interesse des badischen Großherzogs Leopold am Fall Kaspar Hauser unendlich viel größer, ja, lebenswichtiger war als bei König Ludwig von Bayern, ist heute bekannt. Wir wollen aber gleich hinzufügen, daß Leopold persönlich schuldlos war an dem Verbrechen, das man an Kaspar Hauser begangen hatte. Aber wir wissen auch, daß er um alle Einzelheiten des Verbrechens gewußt hat. Wir wissen, daß Großherzog Leopold oft mit seinem Vertrauensmann, dem Freiherrn von Reitzenstein, über ein in seiner Familie begangenes Verbrechen mit Entsetzen gesprochen hat und immer wieder beteuerte, daß auf ihm keine Schuld laste und daß, wenn er etwas zu sühnen hätte, er mit Vergnügen vom Throne steigen würde. Leopold, der 1790 geboren war und 1830 Großherzog wurde, starb im Jahre 1852. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens hatte er sich dem Trunke ergeben, und als er schließlich starb — so berichten die Akten — fand man in seiner verkrampften Hand das Bild Kaspar Hausers.

In das ungeheuerliche Gebäude, das aus Verbrechen und Geheimnis errichtet worden war, wurde im Frühjahr 1834, fünf Monate nach Kaspar Hausers Tod, die erste Bresche geschlagen.

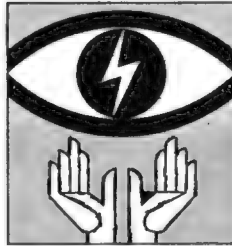
Im Mai 1834 erschien in Straßburg die Broschüre eines gewissen Garnier, die ungeheures Aufsehen erregte.

Im nächsten Heft: Garnier nennt den Mörder — Erste Spuren führen nach Baden — Das Interesse Napoleons



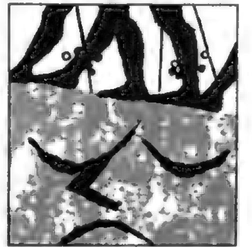
Im Hofgarten von Ansbach steht dieser Gedenkstein mit der Inschrift, frei übersetzt: ›Hier ist ein Fremdling vom Fremdling erschlagen worden‹.

Wir notieren



›Elektrisches Auge‹ für Blinde. Mit Hilfe einer Fotozelle konnte eine 35jährige Frau, die seit 18 Jahren blind ist, Lichtblitze sehen, berichtet der amerikanische Neurologe Dr. John C. Button. Durch einen haarfeinen Draht hatte Dr. Button den elektrischen Strom, den das Licht in der Fotozelle auslöste, zum Seh-Zentrum im Gehirn der Patientin geleitet. Der Strom reizte die Gehirnzellen des Seh-Zentrums und führte dort schließlich zur Lichtempfindung.

Dr. Button hofft, daß die Fotozelle in den nächsten Jahren verfeinert wird und dann nicht nur Lichtblitze, sondern auch differenziertere Lichteindrücke aufnehmen und direkt zum Seh-Zentrum leiten kann. Damit könnte allen Menschen geholfen werden, deren Blindheit auf Unvollkommenheit oder Verletzung der Augen oder des Seh-Nervs beruht, deren Seh-Zentrum aber gesund ist. Dabei handelt es sich um die überwiegende Mehrzahl der Blinden.



Würmer vertrieben die Mayas. Winzige Pflanzenschädlinge im Boden, Fadenwürmer, vertrieben die Mayas aus ihren hochzivilisierten Städten in Guatemala (Mittelamerika). Mit dieser Annahme glaubt der holländische Biologe Dr. Gottard die langumstrittene Frage endlich gelöst zu haben, weshalb die Mayas im 7. oder 8. Jahrhundert ohne ersichtliche Ursache ihre völlig unzerstörte Heimat verließen und nach einer großen Wanderung im Norden der Halbinsel Yukatan (Mexiko) ein neues Reich errichteten.

Fadenwürmer sind auch in Europa verbreitete Pflanzenschädlinge. Bei starkem Befall rufen sie ›Bodenmüdigkeit‹ für den Anbau bestimmter Kulturpflanzen hervor. Während man diese Schädlinge heute bekämpfen kann, waren die Mayas den Fadenwürmern, die mit bloßem Auge kaum zu erkennen sind, hilflos ausgeliefert. Die Annahme Dr. Gottards wird dadurch gestützt, daß die wichtigsten Kulturpflanzen der Mayas, zum Beispiel Mais, Tabak, Tomaten, besonders häufig von Fadenwürmern befallen werden und daß diese Schädlinge auch mit den Kulturpflanzen aus der Neuen Welt nach Europa gebracht worden sind.

Der schnellste Kamera-Verschluß der Welt. Aufnahmen mit einer Belichtungszeit von 5 millardstel Sekunden soll eine Kamera machen, die ein amerikanisches optisches Werk entwickelt.

Während der kaum vorstellbar kurzen Belichtungszeit dieser Spezial-Kamera, so hat man errechnet, legt ein künstlicher Erdsatellit, der mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa 30 000 Kilometern um die Erde rast, nur eine Strecke zurück, die kürzer ist als der Durchmesser eines Haares. Derart extrem kurze Belichtungszeiten sind für die Lösung wichtiger wissenschaftlicher Fragen nötig, zum Beispiel für das Studium von Explosionsvorgängen und Atomkern-Reaktionen.



Kosmischer Staub in der Erdatmosphäre. 28 600 000 Tonnen kosmischen Staubes enthält die Lufthülle der Erde bis zu einer Höhe von 100 Kilometern nach neuen Berechnungen des Meteorologen Dr. Hans Petterson. Das ist viermal soviel wie bisher angenommen wurde. Die Staubteilchen sinken im Laufe von etwa zwei Jahren nach ihrem Eintritt in die Atmosphäre langsam zu Boden. Dadurch nimmt das Gewicht der Erde täglich um ungefähr 39 000 Tonnen zu.

Der kosmische Staub dringt ständig aus dem Weltraum in die Erdatmosphäre ein. Zur Berechnung der in der Atmosphäre schwebenden Menge kosmischen Staubes wurde auf hohen Bergen jeweils eine bestimmte Menge Luft durch Filter gesogen, die alle Staubteilchen einschließlich des kosmischen Staubes zurückhielten. Dann bestimmte man den Nickelgehalt des Staubes. Da Nickel ein charakteristischer Bestandteil des kosmischen, nicht aber des von der Erde hochgewirbelten Staubes ist, konnte man dadurch den Gehalt der gefilterten Luft an kosmischem Staub bestimmen und schließlich die Menge des kosmischen Staubes in der gesamten Erdatmosphäre errechnen.

Zeichnungen: Einicke

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 4

Böses vom guten Wein

Den Artikel ›Böses vom guten Wein‹ (Nr. 6) habe ich mit großem Interesse gelesen. Es ist sehr dankenswert, daß Sie Ihre Leser in so sachlicher Weise über das edle Produkt Wein und seine Erzeugung unterrichten.

C. F. RHEINEN, Freiherr von Schorlemersche Güterverwaltung, Schloß Lieser/Mosel

Als Weingutsbesitzer habe ich mich gefreut, daß KRISTALL in Nr. 6 so sachlich und korrekt über die Weinwirtschaft berichtet.

Es ist richtig, daß Weine, die als naturrein, Originalabfüllung oder Wachstum bezeichnet sind oder die Bezeichnung Spätlese, Beerenauslese oder Trockenbeerenauslese tragen, naturrein sein müssen. Dagegen ist es nicht richtig, daß sie nicht mehr als 4 Gramm pro Liter sogenannte Restsüße, das heißt unvergorenen Zukker, haben. Die obengenannten Weine haben von Natur aus meist eine höhere Restsüße, die bei Beerenauslese oft 20 Gramm Zucker pro Liter und mehr beträgt. Dieser hohe natürliche Restzucker in Verbindung mit Gehalt und Bukettstoffen ausgereifter Trauben bringt ja erst den vorzüglichen Charakter solcher Qualitätsweine zum Ausdruck.

Das Gewichtsverhältnis des unvergorenen Zuckers zum vorhandenen Alkoholgehalt darf nicht mehr als 1:4 betragen; ausgenommen von diesem Verbot sind die obengenannten Auslesen. Aber das alles ist ein weites und kompliziertes Feld, und es sind dabei so viele Dinge über die Weinverbesserungen zu beachten, daß hier der Platz dafür fehlen würde.

Roland WIRZ, Weingut Wirz-Servaty-Senheim, Mosel

Wir stehen auf dem Standpunkt, und die Praxis beweist es jeden Tag, daß der deutsche Weintrinker gar nicht das Allerbilligste, sondern etwas Gutes will.

Werner MUFFLER, Weinkellerei unter dem Heiligen Geist Hospital, Lübeck

Es erscheint mir außerordentlich bedauerlich, daß unser Weingesetz überhaupt eine Kenntlichmachung der naturreinen Weine zuläßt, womit die verbesserten Weine, und das ist die Masse der deutschen Weine, diffamiert werden. Von allen Weinbaugebieten Europas sind wir das nördlichste, und soviel Sonne haben wir nicht, daß unsere Trauben zu Rosinen werden.

Wilhelm WASUM, Weingut und Großkellerei Schloß Fürstenberg, Bacharach am Rhein

Der Name des weinfrohen Sängers Hafis lautet ursprünglich Schems du Din Mohammed. Er lebte im 14. Jahrhundert zu Schiras in Persien, als das Land unter der Herrschaft des Mongolen Tamerlan schmachtete.

Erich WERTHER, Freudenstadt, Gut Lauterbad

Daran glaube ich

Seit einem Jahr lese ich KRISTALL. Alle Artikel sind für mich interessant. An der Spitze aber steht für mich die Serie ›Daran glaube ich‹.

Juan LAWRENZ, Hermosillo Sonora, Mexiko Iturbide 8 Norte

Kaspar Hauser

In Ihrer Artikelreihe über Kaspar Hauser ist die Rede von einem ›Schwollischen‹ Regiment. In Bayern gab es bis etwa 1918 außer Schweren Reitern und Ulanen noch acht Cheveaux-légers-Regimenter. Die volkstümliche Aussprache lautete mit dem Ton auf dem letzten langen Vokal ›Schwollischäh‹. Weil diese eine gewisse Elite bildeten, wurden sie manchmal auch scherzhaft ›Gschwollischäh‹ genannt, was soviel wie Geschwollschädel oder Großkopfete heißt.

Alexius LIPP, Rahlstedt

Ohne Liebe

In Ihrer Serie ›Ohne Liebe‹ sollte eine wichtige Frage zusätzlich gestellt werden: wie all das möglich wurde. Ist es wirklich nur die fehlende Liebe? Oder präsentiert uns das Schicksal nicht einfach die Rechnung für die Massenmorde, die Zerstörungen und andere Verbrechen, die wir in zwei Kriegen angeblich für hohe Ideale und die diversen Vaterländer begangen und verherrlicht haben?

Frieda KEIL, Stuttgart

Auch ich bin in meiner Jugend ohne Liebe erzogen worden, von einem Prügelpädagogen, wie er im Buche steht. Aber muß man deshalb gleich zum Mörder werden?

Heinrich HUES, Siegburg

Ein Hauptfehler unserer Zeit scheint mir zu sein, daß wir schon bei den Kindern von Rechten sprechen: dem Recht auf Liebe, Vergnügen, Brot, Arbeit. Unbewußt fragt das Kind dann: welche Rechte habe ich, welche Pflichten die anderen? Wie ist es aber mit den Pflichten, welche wir gegenüber unserem Nächsten haben?

Horst LIEDER, Elektro-Ingenieur VDE Hamilton, Ont. Canada

Seit Monaten bringen Sie unter dem Thema Jugendkriminalität eine Berichtfolge ›Ohne Liebe‹. Es langt. Wechseln Sie das Thema. Ich schlage vor: ›Schlichte Taten der Nächstenliebe‹.

Julius STEINMETZ, Pfarrer, Gerolfingen

Weitere Leserbriefe siehe Seite 40

Ein Pionier des Atomzeitalters wurde vergessen

VON DR. HARALD STEINERT

Seit genau 30 Jahren messen Millionen Physiker und Techniker Radioaktivität mit dem Geiger-Müller-Zählrohr. Wer weiß noch, daß die Erfinder Deutsche waren und daß der eigentliche Entdecker des ›Geiger-Zählers‹ Dr. Walther Müller hieß? Unser Autor ist den Spuren dieses heute erst 52-jährigen vergessenen Gelehrten nachgegangen.

Vor 30 Jahren, am 4. Mai 1928, tickte in Kiel das erste Zählrohr für radioaktive Strahlung, das seitdem zum Symbol für Furcht und Hoffnung der Menschheit wurde. Der Mann aber, der die entscheidende Beobachtung machte, um radioaktive Strahlung zu messen, Dr. Walther Müller, lebt heute fast vergessen in Australien. Sein Name wird selten genannt. Und seine Erfindung, das ›Geiger-Müller-Zählrohr‹, heißt heute gewöhnlich einfach ›Geiger-Zähler‹.

›Das feinste Sinnesorgan der Menschheit‹ nannte Einstein einmal das ›Geiger-Müller-Zählrohr‹; dieses Instrument kann die Bruchteile von Atomen, die beim radioaktiven Zerfall ausgestrahlt werden, nachweisen und einzeln zählen. Das Zählrohr erst erschloß die Welt der strahlenden Materie in ihrem ganzen Umfang. Es erkundete Atome, wo sie niemand vermutet hatte. Es ließ das ständige Bombardement der kosmischen Strahlen erkennen, dem alles Leben auf der Erde in jedem Augenblick ausgesetzt ist. Es wurde zum entscheidenden Hilfsmittel der Atomforscher, denn die Messung der gefährlichen unsichtbaren Energien aus dem radioaktiven Atomzerfall ist unentbehrlich für jeden Handgriff des Atomphysikers. Schließlich lieferte das Zählrohr auch den Rohstoff für das Atomzeitalter. Es erschloß die Uranfelder der Welt, die ohne das Geiger-Müller-Zählrohr wohl immer noch unentdeckt wären. Ohne die Erfindung des Zählrohrs ständen wir vermutlich immer noch vor der Schwelle des ›Atomzeitalters‹, das damals in Kiel begann mit der Entdeckung eines 22jährigen Physikers.



Foto: K. Krause

Dr. Walther Müller. Seine Entdeckung vor genau 30 Jahren erschloß den Weg ins Atomzeitalter. Fast vergessen lebt er heute in Süd-Australien.

Die Vorgeschichte dieser Entdekkung reicht bis in das Jahr 1901 zurück. In der englischen Universitätsstadt Oxford konstruierte Professor Townsend mit seinem Assistenten Kirkby ein Gerät, mit dem sie die Ausbreitung von Elektrizität im luftarmen Raum messen wollten. Sie holten aus der Werkstatt ein Metallrohr, spannten durch dessen inneren Hohlraum einen Draht, verschlossen beide Enden mit Gummistopfen und pumpten die Luft aus dem Rohr. Die Urform des ›Zählrohrs‹ war geboren.

Sieben Jahre später kommt dieses Ur-Zählrohr in die Hand des einen der Männer, die ihm 1928 ihren Namen gaben. Dr. Geiger ist damals Schüler von Lord Rutherford — jenes großen Physikers, dessen Erfolge in der Atomforschung ihm den englischen Adel eintrugen. Die beiden Männer überlegen nun zusammen, ob sie mit dem Townsend-Kirkbyschen Metallrohr den Zerfallsverlauf von Radium nachweisen könnten. Der Versuch gelingt. So lernt Geiger bei Lord Rutherford das Instrument kennen, das ihm später Weltruf verschafft. In dieser Zeit erkennt er jedoch noch nicht die Bedeutung des Gerätes. Er konstruiert ein anderes Meßinstrument für radioaktive



Foto: dpa

Ein ›Goldsucher unseres Jahrhunderts‹ mit dem Geiger-Müller-Zählrohr. Wie dieser kanadische Indianer sind die Prospektoren in aller Welt mit einem Zählrohr ausgerüstet. Sie messen damit radioaktive Strahlung, durch die sich Uranerze und andere radioaktive Substanzen zu erkennen geben.

Strahlungen, den Spitzenzähler, dessen Leistungen jedoch unbefriedigend bleiben.

Zwei russische Forscher aber, Myssowski und Nesturch, experimentieren mit dem von Rutherford und Geiger benutzten Ur-Zählrohr, um radioaktive Strahlung zu messen. Sie haben — nach ihrer Meinung — dabei keinen Erfolg: Sie ›messen‹ nichts als eine Menge wilder und unkontrollierbarer ›Ausschläge‹, deren unregelmäßiger Takt dem Gefühl der an Ordnung gewöhnten Physiker zuwiderläuft, und die auch auftreten, wenn keine radioaktiven Substanzen in der Nähe sind. Die beiden erklären das Ur-Zählrohr für unbrauchbar und schließen ihre Versuche ab.

Das Rad der Geschichte des Atomzeitalters rollt also weiter nach Kiel. Dort ist 1926 Geiger als Physikprofessor in dem damaligen Universitätsinstitut in der Fleckenstraße eingezogen. In diesem Jahr meldet sich bei ihm ein junger Student aus Koblenz, um eine Aufgabe für eine Doktorarbeit übertragen zu erhalten. Er heißt Walther Müller und ist Sohn eines Oberstudiendirektors.

Zunächst muß der zukünftige Doktor warten — bis die Apparatekisten des eben erst in Kiel seßhaft gewordenen Professors eintreffen. Dann ruft Geiger den Studenten zu sich. Aus einer der Kisten zieht der Professor das 25 Jahre alte Messingrohr mit den Gummistopfen an den Enden. Mit diesem Rohr soll Müller ›Gasentladungen‹ studieren. Sein Chef macht ihm wenig Hoffnungen auf große Erfolge und neue Entdeckungen. »Während meiner Zeit in Manchester im Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg war das ganz anders«, sagt Geiger. »Da war die Radioaktivität noch einigermaßen neu, und fast jede Woche wurde Schlag auf Schlag ein neues Element oder eine neue Strahlung gefunden, und man hatte selbst die Chance, dabeizusein und neue physikalische Gesetze zu finden. Jetzt ist nicht mehr soviel zu machen.«

Walther Müller geht an die Arbeit. Er vergräbt sich in Bücher. Dann greift er zu dem »unglückseligen Messingrohr«, wie er später erzählt, »pumpt daran herum und registriert einige Hefte voller Zahlen«. Er untersucht seine ›Gasentladungen‹ mit Erfolg und erwirbt seinen Doktortitel in Ehren. Allerdings: zufrieden ist er mit seiner Arbeit nicht.

Inzwischen ist er Assistent von Geiger geworden. Jetzt hat er freie Hand für wissenschaftliche Arbeiten, und jetzt beginnt ihn die wissenschaftliche Neugier zu packen. Was

Fortsetzung nächste Seite

Ein Pionier des Atomzeitalters wurde vergessen

Fortsetzung von Seite 31

war es nur mit den merkwürdigen ›wilden Entladungen‹ in diesem Rohr, die schon die Russen zur Verzweiflung gebracht hatten, und die auch er beobachtet hatte? Im Grund war es immer das gleiche gewesen. Wenn man den in dem luftleer gepumpten Rohr ausgespannten Draht mit hoher elektrischer Spannung auflud, dann mußte eigentlich diese Elektrizität in dem Rohr ›eingesperrt‹ bleiben. Der Draht entlud sich jedoch immer wieder, und zwar in völlig unregelmäßigen Stromstößen. Weshalb?

Der frischgebackene Doktor greift zum zweitenmal zu dem historischen Messingrohr. Er baut nochmals in seinem Labor auf den schwarzlackierten Tischen Rohre, Drähte, Transformatoren und Vakuumpumpen auf.

Der 4. Mai 1928 im Labor Müllers: Der Strom wird eingeschaltet, das Experiment neu begonnen, mit dem Müller das Rätsel dieser ›wilden Entladungen‹ untersuchen will. Immer wieder registriert der Spannungsmesser ›Durchschläge‹, mit denen die Spannung vom Draht in dem luftleeren Rohr auf die äußere Messinghülle überspringt. Und es sind heute sogar weit mehr ›wilde Entladungen‹ als er je beobachtet hat. Der Forscher umkreist sein Zählrohr von allen Seiten. Plötzlich geht die Zahl der Ausschläge auf seinem Meßinstrument fast auf Null zurück. Müller stutzt. Er geht noch einmal um das Gerät herum. Die ›wilden Entladungen‹ beginnen wieder, und als er den Punkt erreicht, an dem sie eben fast auf Null zurückgegangen sind, hören sie wieder auf. Dieser Augenblick entscheidet über einen großen Schritt in das Atomzeitalter hinein.

Denn in diesem Augenblick fällt dem jungen Physiker ein, daß im



Foto: Ullstein

Uransuche vom Flugzeug aus. Das Zählrohr wurde in letzter Zeit so verfeinert, daß man vom Flugzeug radioaktive Gesteine feststellen kann.



Foto: Ullstein

Professor Dr. Hans Geiger (1882 bis 1945) war der Lehrer Dr. Walther Müllers. Zusammen erfanden sie das Zählrohr. Nur Geiger wurde bekannt.

Nebenzimmer ein Kollege mit einigen Milligramm Radium experimentiert. Und die Entladungen des Messingrohres vor ihm auf dem Tisch setzen gerade in dem Augenblick aus, in dem er zwischen Radium und Rohr steht. Das kann nur eins bedeuten: Sein Körper ›schattet etwas ab‹, das das Rohr zum Entladen bringt — etwas, das durch die Wand dringt und die elektrischen Spannungsstöße aus dem Draht des Rohres hervorlockt — etwas Unsichtbares, das die stark verdünnte Luft in dem Rohr für Sekundenbruchteile elektrisch leitend macht und der Hochspannung aus dem Draht einen Ausweg zu der äußeren Hülle des Rohres bahnt. Das können nur die Radiumstrahlen sein! Das Rohr reagiert also auf diese Strahlung! Das Rätsel der ›wilden Entladungen‹ ist gelöst: Sie werden durch radioaktive Strahlen ausgelöst, die entweder von Radium oder auch von anderen Strahlenquellen stammen.

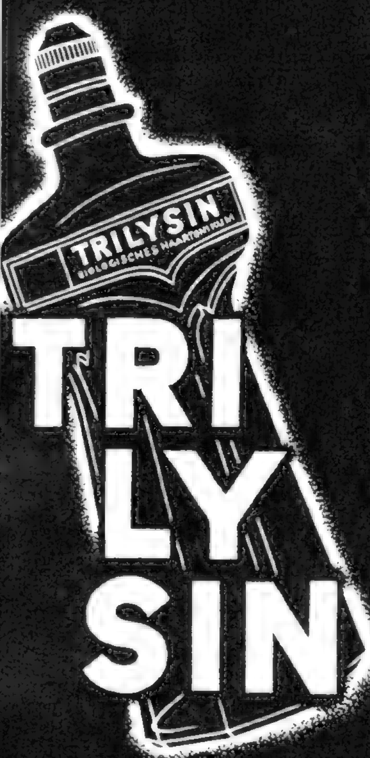
Daß es die kosmische Höhenstrahlung ist, die sich in dem Rohr bemerkbar macht, wenn kein Radium in der Nähe ist, weiß Müller zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Es ist für ihn auch nicht von Bedeutung. Er hat in dieser Sekunde etwas weit Wichtigeres entdeckt: Ein Meßinstrument, das mit unerhörter, bisher unbekannter Genauigkeit auf radioaktive Strahlungen reagiert, das sie ›zählt‹, wenn man es richtig benutzt. Das verachtete alte Messingrohr ist damit plötzlich zum ›Zählrohr‹ geworden.

Vier Tage später macht Müller seinem Professor Mitteilung von seiner großen Entdeckung. Die nächsten Wochen vergehen den beiden Forschern in einem wahren Entdeckerfieber. Immer neue Strahlenquellen enthüllen sich dem neuen Instrument, immer neue Chemikalien, Minerale, Erze werden angeschleppt und lassen die Nadel des Spannungsmessers in ›wilden Entladungen‹ tanzen, wenn sie radioaktive Stoffe enthalten. Professor Geiger denkt nicht mehr an seine pessimistischen Worte, die er vor Beginn der Doktorarbeit an den jungen Studenten richtete. »Wir sind jetzt die einzigen Menschen, die dieses wunderbare Instrument kennen«, sagt er nun. »Wir werden es bekannt machen, und eine ganze Schar von Physikern wird es benutzen. Viele Physiker werden sich von anderen Gebieten her auf die Atomphysik werfen, und die nächsten Jahre werden ungeheure Fortschritte, ja, ein neues Zeitalter bringen ...«

Im Sommer des gleichen Jahres veröffentlichten die beiden den ersten wissenschaftlichen Bericht. Das Zählrohr wurde sofort in vielen wissenschaftlichen Instituten und technischen Laboratorien nachgebaut. Es wurde in rasendem Tempo zum wis-

Fortsetzung nächste Seite



Ein Pionier des Atomzeitalters wurde vergessen

Fortsetzung von Seite 33

senschaftlichen Allgemeingut der ganzen Menschheit — so schnell, daß sich seine Spur verwischte und heute nur wenige der Millionen Physiker, Techniker und Prospektoren, die im Laboratorium, auf dem Prüfstand oder in der Erzgrube in Rußland, Argentinien oder Alaska ein Zählrohr handhaben, wissen, wann und wo es entstand.

Den beiden Erfindern brachte ihre große Entdeckung nur wenig ein. Ein Patent darauf anzumelden — daran hatten sie, wie viele Wissenschaftler, gar nicht gedacht. Zwar nahm Geiger später auf einen Sondertyp ein Patent — doch nicht mit auf den Namen seines Assistenten.

Walther Müller, der am Tage der Zählrohrerfindung erst 22 Jahre alt war, aber sagt: »Ich habe von der Entdeckung des Zählrohrs kaum etwas mehr als Neid gehabt.«

Nicht einmal von dem Mann, der zusammen mit ihm Pate des ›Geiger-Müller-Zählrohrs‹ wurde, von Professor Geiger selbst, wird er gefördert. Er kann seine Forschungen nicht weiter vorantreiben. Die deutschen wissenschaftlichen Institute sind arm — selbst wenn man dort ein Zählrohr erfindet. Der Etat des Instituts in Kiel reicht kaum aus, um die eigenen Forschungen seines Direktors zu finanzieren. Müller lebt von 150 Reichsmark im Monat aus einem Stipendium der ›Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft‹. Als Geiger ein Jahr nach der Erfindung nach Tübingen berufen wird, hat er dort für seinen Assistenten und Miterfinder nicht einmal eine reguläre (und normal bezahlte) Asisstentenstelle.

Walther Müller stellt sein Können in den Dienst der Industrie und wird zum ›praktischen Physiker‹. Er entwickelt Röntgenröhren bei Siemens, Quecksilbergleichrichter bei J. Pintsch, wieder Röntgenröhren und Betatrons bei C. F. H. Müller in Hamburg. Mit dem Ende des Krieges beginnt ein Dasein als akademischer Gelegenheitsarbeiter. Das geht so bis 1951. In diesem Jahr erinnert sich die Regierung von Australien an den Mann, der einmal den Geigerzähler erfand, und der im Nachkriegs-Deutschland, wo jede Betätigung in der Atomforschung verboten war, keinen angemessenen Wirkungskreis findet. Er wird als Berater der australischen Regierung für Elektronik und Radioaktivität berufen und bereist das ganze Land. Nach einigen Jahren Arbeit als Direktor einer Uranmine wird er Physiker einer großen Industriefirma. Mit seiner Familie — seiner Frau und drei hübschen Töchtern — bewohnt er ein prächtiges Gartenhaus in Fulham bei Adelaide und möchte ein bißchen Heimweh nach Deutschland vergessen.

Australien ist wohl das einzige Land der Welt, das dem noch lebenden Erfinder des Zählrohrs Dankbarkeit entgegenbringt. Als er im Flugzeug im April 1951 dort landete, wurde er mit Ehren empfangen und mit zahllosen Presseartikeln begrüßt. Und Australien ist auch das einzige Land, das dem Zählrohr und seinen Erfindern ein Denkmal setzt — ein Denkmal, das der Bedeutung der Erfindung würdig ist: Zwei Schächte der südaustralischen Urangrube von Radium-Hill, deren Reichtum der ›Geiger - Müller - Zähler‹ erschloß, werden nach den beiden Erfindern benannt.

Doch in der übrigen Welt wurde Müller vergessen. Seit die Arbeit über das Zählrohr veröffentlicht wurde, kämpft er darum, daß man seinen Anteil daran berücksichtigt — kämpft er dagegen, daß aus Bequemlichkeit oder Neid das ›Geiger-Müller-Zählrohr‹ zum einfachen ›Geigerzähler‹ gemacht wird. Es erfüllt ihn mit Bitterkeit, wenn zum Beispiel die ›Physikalischen Blätter‹, eine angesehene Fachzeitschrift, über das ›Geigersche Zählrohr‹ berichten, und auf seine Beschwerde erwidern, man habe wegen der ›sprachlichen Härte‹ des Doppelwortes davon Abstand genommen, auch den zweiten Erfinder mit zu erwähnen.

Dr. Müller könnte sich heute nach bürgerlichen Begriffen eines ruhigen Glückes freuen. Doch dieses innere Glück hat er nicht gefunden. Er sucht immer noch nach der Möglichkeit, sein Können und Wissen in wissenschaftlichen Forschungen zu betätigen, nachdem er seit seinen Zeiten in Kiel immer nur praktische Aufgaben des Industriephysikers zu leisten hatte. Er kann auf 38 deutsche und etwa 12 australische patentierte Erfindungen zurückblicken und sich selbst seine Erfolge in der ›praktischen Physik‹ vor Augen führen. Doch sein Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis, um dessentwillen er einmal vor 33 Jahren sein Studium begann, ist nicht befriedigt.



Foto: dpa

Mit dem Zählrohr fand man auch in Deutschland Uran. Auf dem Foto wird ein altes Silber-Bergwerk in Baden-Württemberg auf Uranerze untersucht.



Göttin auf der Weltausstellung

Lebensgroße Artemis kam aus Kleinasien

Im österreichischen Pavillon erlebt der Besucher der Weltausstellung in Brüssel eine Überraschung:

Vor ihm erhebt sich eine lebensgroße marmorne Statue der griechischen Göttin Artemis, die ›vielbrüstige Mutter von Asien‹. Archäologen fanden sie im Artemistempel von Ephesos an der kleinasiatischen Küste. Das Heiligtum zählte einst zu den prachtvollsten und größten Bau- und Kunstwerken des Altertums, den ›Sieben Weltwundern‹, wie beispielsweise die ägyptischen Pyramiden und der berühmte 32 Meter hohe Koloß des Sonnengottes Helios auf der Insel Rhodos.

Artemis wurde von den Völkern der Antike auf verschiedene Weise verehrt. In Kleinasien galt sie hauptsächlich als Vegetations- und Fruchtbarkeitsgöttin. Junge Männer und Mädchen brachten vor ihrer Ehe der Göttin ihre Opfer dar. Auch Frauen, die ein Kind erwarteten, wandten sich in Gebeten an sie. Eine mütterliche, nachsichtige Gottheit aber war Artemis nicht. Die Mythologie berichtet, daß sie die Töchter der Königin von Theben, Niobe, tötet, als diese mit ihrem Kinderreichtum prahlt. Und weil der thessalische König Admetos sein vorhochzeitliches Opfer darzubringen vergißt, schickt ihm die Göttin Schlangen in sein Brautgemach. Eine ihrer Gefährtinnen verwandelt sie wegen eines Fehltritts in eine Bärin und einen jungen Jäger, der sie einmal beim Baden mit Nymphen beobachtet, sofort in einen Hirsch, der von Hunden zerrissen wird.

Dr. Franz Miltner, Direktor des Archäologischen Instituts in Wien und der Leiter der Ausgrabungen, fand als erster eine lebensgroße Statue der ›vielbrüstigen Mutter‹ in Ephesos, dem antiken Zentrum des Artemiskultes. *J. Freisel*



Foto: Dr. Franz Miltner

Aus feinem griechischem Marmor, der aus der Zeit des römischen Kaisers Hadrian (117—138 n. Chr.) stammt, wurde die Artemis von Ephesos gemeißelt. Die Römer nannten sie Diana und verehrten sie als Göttin des Mondes.

Das Antlitz der ERDE

Dubrovnik, Königin der Adria

Kurort mit großem Schicksal, so könnte man die auf einer Halbinsel gebettete Hafenstadt im Süden Dalmatiens nennen, die wir auch unter dem italienischen Namen Ragusa kennen. Das jugoslawische Dubrovnik ist eine uralte Seefestung, umschaukelt von den blauen Wellen der Adria. Seine Schaukelpolitik zwischen den mittelalterlichen Großmächten Byzanz und Venedig rettete einst diesen winzigen Freistaat. Eine Zypresse — antiker Tempel- und Trauerbaum — im Vordergrund des Bildes macht noch keinen Süden, aber das seidige Blau, das zwischen Meer und Himmel schwebt, das Weiß der alten Stadtmauern und des Bischofspalastes, die kleinen Schiffchen, die an der Mole liegen, bewirken zusätzlichen Glanz der jugoslawischen Riviera. Seit dem Jahre 980 Erzbistum, hat das im siebenten Jahrhundert durch Flüchtlinge aus Griechenland begründete Städtchen Pest und Erdbeben gesehen. Seit langem wird es auch von Touristen heimgesucht. Von unten herauf kommen leise die Geräusche des Fremdenstädtchens. Auf der Anhöhe aber, nahe den linden Lüften über dem Südmeer, schwingen Minuten der Stille dem flüchtigen Wanderer ein Lied der Unsterblichkeit unserer klassischen Welt.

Fritz von Woedtke



Foto: Gorjana



Hormon der Jugend

VON DR. MED. F. DIETZE

Seit zwanzig Jahren machen die Wissenschaftler der Welt Jagd auf das ›Hormon der Jugend‹. Jetzt konnte Professor Carroll Williams von der Harvard-Universität es aus 5000 Seidenspinnern isolieren. Wird es das Geheimnis des Alterns lösen?

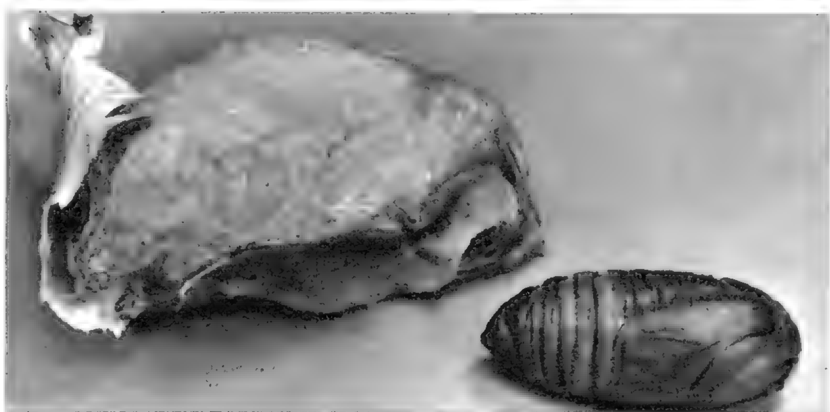
Tausende von Schmetterlingen mußten sterben, um ein Tröpfchen Öl zu gewinnen, ein Öl, das vielleicht etwas von dem Geheimnis des Alterns in sich birgt.

1936 entdeckte der Engländer V. B. Wigglesworth von der Universität Cambridge in zwei winzigen Drüsen von Insekten ein Hormon, das die Metamorphose, das heißt die Umwandlung der Raupe in den Schmetterling, steuert. Dieses Hormon wird aus den Drüsen der Raupen, den Corpora allata, ausgeschieden. Ist die Raupe reif, so hört die Hormonproduktion auf. Es entwickelt sich der Schmetterling.

An diese grundlegende Entdeckung des Engländers schlossen sich Jahre des Experimentierens an. Man pflanzte die Drüsen von Raupen, die dieses Hormon enthielten, aus einer noch unreifen Raupe in ein reifes Tier. Die Metamorphose trat beim reifen Tier nicht ein. Es blieb weiter Raupe und wuchs als Raupe weiter. Unreifen Raupen entfernte man die Drüsen. Sie stoppten ihr Wachstum als Raupe, verpuppten sich und schlüpften als Schmetterlinge aus. Allerdings waren diese wesentlich kleiner, als wenn sie die normale Entwicklungszeit durchlaufen hätten. Das Umgekehrte aber gelang nie. Aus einem Schmetterling wurde nie mehr eine Raupe. Mit diesem Hormon konnte man also die Zeit keinesfalls zurückdrehen. Man vermochte aber die Entwicklungszustände der Raupe durch Hinzufügen des Hormons auf einer Stufe festzuhalten. Die Raupe wurde zwar an Tagen und Stunden älter. Das biologische Altern jedoch wurde angehalten.



Raupe eines Seidenspinners. Ihre Drüsen produzieren das Jugendhormon.



Kokon und Puppe des Seidenspinners, an dem man das Altern studiert.



Fotos: Cordes

Aus 5000 Seidenspinnern wurde jetzt das ›Jugendhormon‹ gewonnen.

Wollte man weiterkommen, mußte das Hormon in reiner Form gewonnen werden. Man mußte es aus den winzigen Drüsen herausholen und einer chemischen Analyse unterziehen.

Da wurde eine überraschende Entdeckung gemacht: Das Hormon fand sich als kleines Depot außerhalb der Drüsen in der Bauchhaut des männlichen Schmetterlings. So konnte Professor Carroll Williams von der Harvard-Universität es jetzt isolieren. Wahrscheinlich ist bald eine Synthese, eine künstliche Herstellung, möglich.

In der wissenschaftlichen Welt wird der Isolierung des Verpuppungshormons große Bedeutung beigemessen. Man hofft mit seiner Hilfe Grundfragen des Alterns zu lösen. Peter Pan, der kleine Junge aus dem angelsächsischen Märchen, der immer jung bleiben will, hat diesem Hormon seinen Namen geliehen. »Dieses Jugendhormon«, so erklärte Professor Williams, »ist keineswegs ein Verjüngungs-Hormon.« Es könne aber eine Bremse für das Altern sein.

Was ist Altern?

Daß der Mensch so alt sei wie seine Blutgefäße, ist ein heute noch vielzitierter, aber irriger Satz. Die Veränderung der Blutgefäße, besonders die Verkalkung, ist eine echte Krankheit, die zwar das — dann gleichfalls krankhafte — Altern bedingt, aber nicht mit dem Altern identisch ist. Altern ist vielmehr ein Vorgang, der an den Zellen und Geweben unumkehrbar abläuft. In einer uns heute genau bekannten Weise der Quellung und Entquellung ändern sich die Beziehungen der Gewebs- und Zellbestandteile zueinander und bedingen so das Altern des Organismus. Der Alternsvorgang ist nicht eine erst im höheren Lebensalter auftretende Erscheinung. Er erfüllt die ganze Lebensspanne des Individuums.

Altern als Folge einer Krankheit und Altern als Ziel menschlichen Daseins sind also zweierlei Dinge. Gegen das erste hat die moderne Wissenschaft eine Reihe von Waffen gefunden: Sie behandelt Defektzustände, die das Altwerden beschleunigen, sie beugt mit ihren Mitteln dem krankhaften Altern vor. Das biologische Altern aber anerkennt der Arzt als einen Teil des Lebens, der ebensowenig Krankheit ist wie das Säuglingsstadium. Deshalb kann es auch keine echte biologische Verjüngung geben. Alle Versuche in dieser Richtung, deren es unübersehbar viele gibt, sind bisher gescheitert. Von der Überpflanzung von Affenhoden über die Verjüngungsseren, Hormone, Frischzellen bis zu der erst neuerdings von den Rumänen propagierten Novocain-Kur haben alle Methoden den hochgespannten Erwartungen nicht entsprochen.

Die ›unvollendeten‹ Raupen

Sicher, die Vorstellung, daß ein Neugeborenes, das ja noch den ganzen Entwicklungsprozeß bis zum Erwachsensein vor sich hat, im Grunde schon biologisch altert, erscheint uns gefühlsmäßig unsinnig zu sein. Aber an der Gültigkeit dieses Satzes kann nach den bisherigen Erkenntnissen nicht gezweifelt werden.

Wird das Peter-Pan-Hormon diese Auffassung der Wissenschaft erschüttern können? Die amerikanischen Forscher sind sehr vorsichtig mit Vermutungen, da es noch gar nicht sicher ist, ob dieses Hormon überhaupt in höher organisierten Tieren oder gar im Menschen wirkt. Und noch eine wichtige Vorfrage gilt es zu klären. Ist das Peter-Pan-Hormon vielleicht identisch mit dem Stoff in der Schilddrüse der Amphibien? Die Metamorphose der Amphibien wird von einem Hormon der Schilddrüse gesteuert. Das ist seit langem bekannt. Aber man hat es bisher noch nicht isolieren können.

Schwerwiegende Fragen harren noch der Beantwortung, so daß sich die Forscher vor einer Voraussage hüten. Dennoch reißen die Spekulationen um das Peter-Pan-Hormon nicht ab. Könnte es nicht sein, so meint man, daß dem jugendlichen Organismus ein Peter-Pan-Hormon zur Verfügung steht, dessen Produktion aber eingestellt wird, wenn der Mensch reif ist? Wird nicht auch im menschlichen Organismus im Laufe der sogenannten Entwicklungsjahre eine Drüse zurückgebildet, die Thymusdrüse? Könnte es nicht möglich sein, durch Einspritzung dieses Hormons das physiologische Altern zu verhindern? Nichts anderes steckt hinter dieser rein spekulativen Diskussion als die Sehnsucht des Menschen nach ewiger Jugend. Aber Sehnsüchte sind in der Welt der Wissenschaft oft schlechte Ratgeber. Die Raupen, denen man die Drüsen mit dem Peter-Pan-Hormon einpflanzte, blieben weiter Raupen, sie wuchsen weiter als Raupen, und sie starben als Raupen. Schmetterlinge wurden sie jedenfalls nicht. Das Peter-Pan-Hormon hatte ihnen die Möglichkeit genommen, sich zu vollenden!

ORIENT

NIL



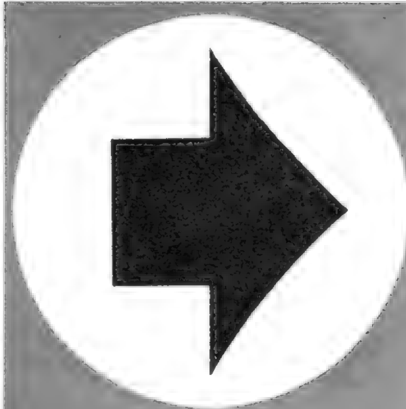
= NIL =

NIL
FILTER



FILTER





Jede *Kristall*-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Der Aufstand der Bauern Englands - John Wiclif

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 29

Geschichte der Menschheit

In groben Zügen gesehen, wiederholt sich manches in der Geschichte, und vielleicht gibt es da wirklich Gesetze. So läßt zum Beispiel die Eroberung Chinas durch die Mongolen an die Eroberung des Römischen Reiches durch die Germanen denken. In beiden Fällen machen sich junge Völker zu Herren über alte Kulturstaaten, wobei sie äußerst gelehrige Schüler sind.

Gisela STEIN, Pforzheim

Dem Artikel ›56 Tempelritter verbrannt‹ in Nr. 7 von KRISTALL möchte ich hinzufügen, daß wenige Jahre später auch der Großmeister des Ordens, Jakob von Molay, verbrannt wurde. Tatsache ist, daß die Tempelherren vieles von den Mohammedanern übernommen hatten, genauso wie einst Kaiser Friedrich II., der der Kirche deswegen ebenfalls höchst verdächtig erschien.

Günther ROHDE, Frankfurt

Der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich, von dessen Ausbruch in KRISTALL Nr. 8 berichtet wurde (natürlich ohne daß vom ›Hundertjährigen Krieg‹ schon die Rede war), ist nicht zuletzt dem Deutschen Reich zugute gekommen. Denn jetzt verlor Frankreich die Führung in Europa, die es gerade übernommen hatte. Andererseits brachte dieser lange Krieg für England etwas, das den Deutschen noch lange fehlen sollte: das Nationalgefühl.

Hermann LINDENSTEDT, Fulda

Daß Dante, wie in KRISTALL Nr. 8 berichtet wird, den Religionsstifter Mohammed in den achten Höllenkreis verdammt, ihn also der nahezu härtesten Strafe aussetzt, zeigt doch sehr deutlich, wie sehr dieser große Dichter noch in mittelalterlichem Denken verankert war. Heute kann man sich einen solchen Mangel an Toleranz kaum noch vorstellen.

Dr. Wilhelm ARNSBERG, Detmold

Weitere Briefe siehe Seite 45

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteh fürchtet die Zukunft nicht meh

Redaktion: KRISTALL 1348 - 1370 nach Christus Nr. 28 · Seite 1

Die Pest forderte in Europa 25 Millionen Menschenleben

Eine Welt ging aus den Fugen

Von unseren Sonderberichterstattern

Florenz, Paris, Lübeck, London, 1351

Europa gleicht einem riesigen Friedhof: 25 Millionen Menschenleben hat der Schwarze Tod, der vor drei Jahren von China kam, inzwischen gefordert. Das ist mehr als ein Viertel der europäischen Bevölkerung. Und noch immer ist diese verheerende Seuche nicht vorüber, wenngleich sie jetzt endlich abzuklingen scheint. Zur Zeit fordert sie in England und in Rußland noch Tag für Tag und Stunde für Stunde Tausende neuer Opfer. Massengräber, spukhafte Leichenzüge, Totentänze, wüstgewordenes Land, leere Dörfer und öde Städte — das ist die Spur, die der Schwarze Tod auf seinem Zug hinterlassen hat.

Zweihunderttausend Flekken und Dörfer Europas wurden vollständig entvölkert. Eine Statistik, die Papst Clemens VI. aufstellen ließ, hat ergeben, daß der Schwarze Tod in der ganzen Welt 42 Millionen Menschenleben gefordert hat. Der Herd der Pest war China; von dort gelangte sie auf den alten Handelsstraßen über Indien und Persien nach Italien. Wohin sie kam, da waren die Menschen ihr hilflos ausgeliefert.

Als eine der ersten Städte wurde die reiche italienische Handelsstadt Florenz von der furchtbaren Seuche heimgesucht. Das war im Jahre 1348. Zwei Drittel der Bevölkerung mußten sterben. Der berühmte italienische Dichter Giovanni Boccaccio, der in Florenz zu Hause ist und dessen Vater an der Pest starb, gab uns darüber folgenden Bericht:

Boccaccio als Augenzeuge

»Umsonst war alle Klugheit und menschliche Vorsicht, umsonst die vielen öffentlichen Ratschläge zur Erhaltung der Gesundheit, umsonst auch die wiederholten Bittgänge und Gebete. Mit Beginn des Frühlings begann die Seuche ihre schmerzensreichen Wirkungen auf eine gräßliche Art zu zeigen. Und sie begann hier nicht wie im Orient mit Nasenbluten, dem sicheren Zeichen unvermeidlichen Todes, sondern es entstanden bei Männern wie bei Frauen Geschwülste unter der Achsel, bis zur Größe eines Apfels, die das Volk Pestbeulen nannte. Von dort aus verbreitete sich das tödliche Pestgift über den ganzen Leib.

Später nahm die Krankheit eine andere Gestalt an: Es entstanden schwarze oder bläuliche Flecken am Arm oder am Oberschenkel und weiterhin am ganzen Körper. Und wie anfangs die Beulen ein sicheres Zeichen des kommenden Todes gewesen waren, so wurden es jetzt die Flecken für jeden, der sie bekam. Kein ärztlicher Rat und keine Kraft der Arzneien erwiesen sich heilsam. Jedenfalls genasen nur sehr wenige, und fast alle starben rasch binnen drei Tagen nach dem Auftreten jener Zeichen, gewöhnlich ohne alles Fieber und andere Zufälle.

Die Verderblichkeit dieser Seuche war um so größer, als der Todeskeim von den Kranken auf die Gesunden übergriff wie Zunder auf trockene oder fettige Gegenstände. Und zwar nicht nur beim Umgang mit den Kranken selbst, sondern auch beim Berühren ihrer Kleider und Sachen. Deswegen hatten fast alle das Ziel, die Kranken und deren Sachen zu meiden und zu fliehen.

Bei Gesang und Scherz

Manche dachten, daß ein mäßiges Leben viel zur Widerstandskraft erheblich fördere. Sie vereinigten sich zu Gesellschaften und lebten von allen abgesondert. Und indem sie sich in Häusern, in denen kein Kranker war, versammelten und einschlossen, genossen sie die schmackhaftesten Speisen und den besten Wein, aber mit Maß und auf der Hut vor aller Schwelgerei. Niemand erhielt zu ihnen Zutritt, und keine Todes- oder Krankennachricht durfte ihnen hinterbracht werden. Andere dagegen behaupteten, die sicherste Arznei bei einem solchen Übel sei, reichlich zu trinken, sich gute Tage zu machen, mit Gesang und Scherz umherzuziehn, jeglicher Begierde, wo es nur möglich sei, Genüge zu tun, und über das, was kommen werde, zu lachen und zu spotten.

Die Heimsuchung hatte in den Herzen der Männer und der Frauen einen solchen Schauder erregt, daß ein Bruder den andern verließ oder der Oheim den Neffen und die Schwester den Bruder und oft die Frau ihren Gatten. Und sogar die Väter und Mütter scheuten sich, nach ihren Kindern zu sehen und sie zu pflegen. So starben viele, die sich vielleicht, wenn sie betreut worden wären, erholt hätten.

An die Stelle der Trauer waren Gleichgültigkeit, Gelächter und Scherz getreten, während viele

◆ Fortsetzung auf Seite 3



Trinken und Feste feiern halten manche für das beste Gegenmittel; unterdessen hält der Tod seine Er



Oft sieht man Geißler, die sich, um zu büßen, mit Peitschen geißeln

Karls ›Goldene Bulle

Der Kaiser erließ ein sehr wichtiges Reichsgese

Von unserem Berichterstatter

Metz (Deutschland), 13

Ein außerordentlich wichtiges und sehr umfangreiches Reichsges hat Kaiser Karl IV. kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Rom, wo im vergangenen Jahr zum Kaiser gekrönt wurde, auf den Reich tagen von Nürnberg und Metz erlassen. Dieses Gesetz, das na seinem goldenen Siegel die ›Goldene Bulle‹ genannt wird, soll Grundlage aller künftigen deutschen Königswahlen sein.

Zwei Dinge sind es vor allem, die der sehr kluge und diplomatisch überaus gewandte, stets lächelnde Kaiser Karl mit seinem Reichsgesetz verfolgt: Er will die seit dem Investiturstreit in Deutschland so häufig auftretenden Doppelwahlen unmöglich machen, und er will den Einfluß des Papstes ausschalten.

Die wichtigsten Bestimmungen der Goldenen Bulle sind:

- Das Kurfürstenkollegium, das den König wählt, besteht aus sieben Kurfürsten. Erster Kurfürst ist wegen seiner königlichen Würde der König von Böhmen; die übrigen sind der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg und die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln.
- Die Wahl wird durch Stimmenmehrheit entschieden.
- Jede Kurstimme ist an das betreffende Kurfürstentum gebunden, und jedes Kurfürstentum ist unteilbar; die Kurwürde wird weils dem ältesten Sohn verer

Die Goldene Bulle spricht a den Kurfürsten ein Höchstmaß Bedeutung zu. Von jetzt an v körpert nicht mehr der Kai allein die Majestät des Reich das tun jetzt Kaiser und Kurfü sten gemeinsam.

Rienzi wurde erschlage

Nachrichtendienst der G. d. M.

Rom, 8. Oktober 13

Von wütenden Volksmass wurde in Rom der Humanist u ehemalige Volkstribun Cola Rienzi erschlagen. Rienzi, d 1347 in Rom einen Freistaat richtet hatte, mußte noch im s ben Jahre abdanken. 1350 ging nach Prag. Doch Karl IV. liefer ihn an den Papst aus, der ihn August dieses Jahres als Senat wieder nach Rom sandte, Rienzi dann von seinen ehem ligen Anhängern als Verräter a gesehen wurde.

\n unsere Leser

Gefährliche Spannung

Mehr als ein Viertel der Bevölkerung Europas hat der Schwarze Tod innerhalb von vier Jahren da-ıingerafft: 25 Millionen Menschen. Es gibt keine 'amilie, die verschont blieb.

Wir werden es nicht ergründen, warum uns dieser Schlag zugedacht war. Vielleicht haben die Prieter recht, die von einer Strafe Gottes reden. Aber 'ielleicht sollte man gar nicht nach Schuldigen suchen. ›ie Suche nach einer Erklärung, nach Ursachen hat hier ınd dort sogar schon zu Verbrechen geführt: man hat ›en Juden die Schuld zugeschoben, man hat sie verolgt, mißhandelt, erschlagen. Oder die Suche nach ›chuldigen führte zu Albernheiten: Es gibt Leute, die llen Ernstes den modischen Schnabelschuhen schuld eben, weil sie ihre Träger daran hindern, niederzunien und im Knien zu beten.

Der Weg über die Anklage führt hier nicht weiter. Dennoch müssen wir mit diesem Ereignis irgend-/ie fertig werden. Irgendwie heißt aber nicht, daß wir ı den Tag hineinleben, wie es jetzt so viele tun, die in ›nen Jahren durch Erbschaften reich geworden sind, eich und leichtsinnig.

Die Auswirkungen sind ja noch nicht zu übersehen. Da ist zum Beispiel das brachliegende Land, während es überall an Landarbeitern fehlt. Viele Landrbeiter sind in die entvölkerten Städte gegangen. Aber ort vermehren sie nur das Proletariat, das die ständig ›eigenden Brotpreise schon jetzt nicht bezahlen kann.

Und das ist vielleicht eine der entscheidendsten Auswirkungen jener Pestwelle: während die Menschen › deutlich wie nie zuvor gesehen haben, daß vor dem 'ode alle gleich sind, Fürsten, Bürger und Bauern, ınd im selben Augenblick die sozialen Unterschiede rößer geworden. Das hat eine gefährliche Spannung rzeugt. Und mit dieser Spannung werden wir uns viel›icht schon bald auseinandersetzen müssen.

/as man wissen muß

Teetrinken ist in Japan zu r so verbreiteten Mode orden und gipfelt häufig lerart verschwenderischen 'esten, daß die Regierung etzt verboten hat.

* * *

französische Sprache, die den Normannen in Eng-! eingeführt wurde, soll englischen Schulen nicht r gesprochen werden.

* * *

Sezieren von Leichen hat Kirche als sündhaft ver-n.

* * *

hina wird neuerdings sehr :s Porzellan hergestellt, unter der Glasur mit Ko-›lau bemalt wird.

* * *

fenster finden nun auch deutschen Wohnhäusern vendung, nachdem sie in and schon vor 200 Jahren ang gefunden hatten.

* * *

Laute, die aus dem arabiı Spanien stammt, wird in Europa immer beliebter.

* * *

in England so beliebte ›is wird seit kurzem nicht : nur in der Halle gespielt, ern immer häufiger drauıuf einem Rasen.

* * *

Todesstrafe wird in Europa uf verschiedene Arten — ıch der Schwere des De- — verhängt: Hängen, ıupten, Rädern, Erträn- Vierteilen, Verbrennen, 'en.

* * *

Kreml in Moskau wurde einer hohen Steinmauer ›ben.

In England entstand der Hosenbandorden

Von unserem Berichterstatter

London, 1350

›Honny soit qui mal y pense — ein Schuft, wer Arges dabei denkt‹, das ist die Devise des kürzlich von König Eduard III. gegründeten Hosenbandordens. Mitglieder sind der König selber und 25 Ritter. Ihr Zeichen ist ein goldgefaßtes, dunkelblaues, unter dem linken Knie zu tragendes Samtband mit der oben genannten Devise, die — wie Spötter erzählen — entstanden sein soll, als der König bei einem Ball das Strumpfband der Gräfin Salisbury aufgehoben habe.



Eines der schönsten Gebäude Venedigs ist der Dogenpalast (rechts) mit seiner prächtigen Fassade.

Der Doge wurde enthauptet

Verschwörung in Venedig, der reichsten Hafenstadt Italiens

Von unserem Berichterstatter

Venedig, im April 1355

Der Doge von Venedig, Marino Faliero, ist im Beisein einer tausendköpfigen Menge in Venedig hingerichtet worden. Der Rat der Zehn, der die unumschränkte Justizgewalt ausübt, hat ihn für schuldig befunden, eine Verschwörung geduldet zu haben, die auf die Stärkung seiner Regierungsgewalt abzielte und ihn zum Fürsten von Venedig machen sollte.

Das jedenfalls ist die offizielle Lesart. Eingeweihte Kreise aber sagen, Faliero habe schon lange die venezianische Verfassung nach mailändischem Muster liberalisieren und die Alleinherrschaft des Adels brechen wollen.

Die Hinrichtung Falieros erfolgte in einem für Venedig ungünstigen Moment. Noch laufen die Friedensverhandlungen mit Genua. Sie sollen endlich den seit hundert Jahren andauernden kriegerischen Auseinandersetzungen ein Ende bereiten. Erst vor drei Monaten haben sich die Venezianer für die Schlappe rächen können, die sie bei der Seeschlacht von Sapienza im vorigen Jahr erlitten. Damals gerieten 5000 Venezianer in Gefangenschaft.

Venedig, das auf mehr als hundert schlammigen Inseln errichtet wurde, ist die mächtigste und reichste Stadt Italiens. Vor 900 Jahren schlugen die von den Hunnen vertriebenen Einwohner Aquilejas hier die ersten Pfähle in den Sumpfboden, auf dem sie ihre Hütten errichteten. Heute stehen an ihrer Stelle prunkvolle Marmorpaläste und luxuriös ausgestattete Häuser. Charakteristisch für Italiens reichste Hafenstadt sind die vielen Kanäle mit ihren Brücken und den zahlreichen schwarzen Gondeln.

Venedigs Handelsniederlassungen und Besitzungen erstrecken sich von der Dalmatinischen Küste, Griechenland und dem Schwarzen Meer über Armenien und Konstantinopel bis nach Syrien und Ägypten. Von den rund 190 000 Einwohnern der Stadt fahren 35 000 zur See; 10 000 auf 50 Galeeren und weitere 25 000 auf den 3000 Kauffahrern. Sichtbarstes Zeichen für den ungeheuren Reichtum der Stadt sind die prächtigen Bauwerke.

Einzelne Kaufleute verdienen im Jahr bis zu 70 000 Dukaten in harter venezianischer Währung. Dagegen hat ein hoher Regierungsbeamter ein Spitzengehalt von ›nur‹ 100 Dukaten. Ein Steuerbeamter muß mit 3 Dukaten auskommen.

Venedig wird oft das ›Schmuckkästchen‹ Europas genannt. Aber hier hat sich ein Handelsgeist entwickelt, der manchmal eher wie Habgier aussieht. Nicht nur aus seiner Domäne, der Glasindustrie, auch aus dem Sklavenhandel hat Venedig rücksichtslos Profit gezogen. Venedig ist heute der größte Umschlagsplatz Europas. Auf dem dichtwogenden Platz vor San Giacometto am Rialto werden weltweite Geschäfte abgewickelt. Ringsum in den Säulengängen und engen Gassen sitzen die Wechsler und Goldschmiede. Und da sind auch die vielen Läden und Warenlager. Jenseits der Rialtobrücke ist die deutsche Handelsniederlassung. Hier liegt Schiff an Schiff im Kanal. Weiter aufwärts sind die Wein- und Ölflotten, die Gewölbe der Händler, und dann, bis hinauf zum Markusplatz, Parfümeriebuden und Wirtshäuser.

Von Petrarca als Fälschung erkannt

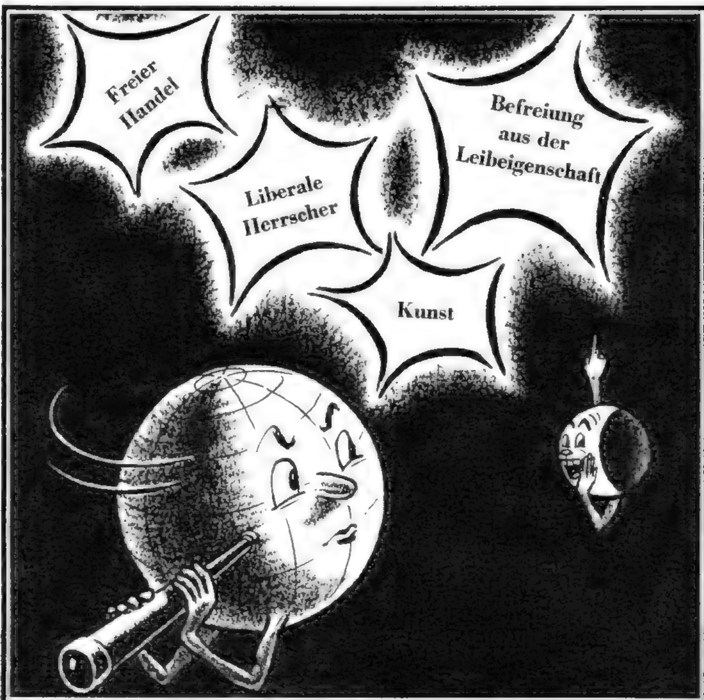
Von unserem Berichterstatter

Prag, 1365

In der kaiserlichen Kanzlei zu Prag liegt seit einiger Zeit ein interessantes Urkundenbündel, das der junge Rudolf IV. von Habsburg dem Kaiser eingerichtet hat mit der Bitte um Bestätigung. Es sind Urkunden, in denen Österreich von früheren Kaisern und sogar schon von Cäsar und Nero Rechte zugebilligt werden, die denen der Kurfürsten gleichen.

Die ganze Angelegenheit aber war dem Kaiser in höchstem Grade verdächtig. Deswegen übergab er das Bündel seinem Freund Petrarca zur Prüfung. Und dieser hervorragende Kenner der lateinischen Sprache entlarvte die Urkunden nach eingehender Stilkritik als Fälschungen.

Der Kaiser vermutet, daß der ehrgeizige Rudolf selber diese Fälschungen gemacht hat, um auf diese Weise die Stellung seines Hauses zu stärken. Aber es dürfte schwierig sein, ihm das auch nachzuweisen.



Sterne in den Augen der Welt

Eduard will verzichten

Engländer und Franzosen einigten sich

Von unserem Berichterstatter

Bretigny (Frankreich), 1360

England und Frankreich haben in Bretigny bei Chartres Frieden geschlossen. Nach 21jährigem Kriegszustand hat der englische König Eduard III. seinen Anspruch auf die französische Krone aufgegeben. Dafür erhält er Poitou, Guyenne und Gascogne, Calais und Guines als unabhängigen Besitz ohne Lehnspflicht und dazu noch 3 Millionen Goldstücke.

Mit der Unterzeichnung dieses Friedensvertrages — der nach Meinung politischer Beobachter nicht mehr als bloß ein Waffenstillstand ist — kam auch Johann der Gute, der französische König, endlich aus englischer Kriegsgefangenschaft zurück. Vier Jahre war er in England festgehalten worden. Während dieser Zeit litt Frankreich, das 1356 vom Schwarzen Prinzen, dem Sohn Eduards III., bei Maupertuis besiegt worden war, unter furchtbaren inneren Kämpfen. Der junge Thronfolger, der Dauphin, konnte sich nur sehr schwer durchsetzen. In Paris kam es zu Aufständen der Bürger, auf dem Lande rebellierten die Bauern, und die Stände erzwangen eine starke Einschränkung der königlichen Gewalt.

Boccaccio erzählt 100 Novellen

Der ›Decamerone‹ — ein neues Meisterwerk der italienischen Dichtung

Von unserem Mitarbeiter für Literaturgeschichte

Florenz, 1353

Ein Meisterwerk der Erzählkunst legt jetzt der italienische Gelehrte und Dichter Giovanni Boccaccio vor. Es hat den Titel ›Decamerone‹, ›Das Zehn-Tage-Werk‹ und ist eine Sammlung von hundert lebensfrohen Novellen, geschrieben in italienischer Prosa. Als hohes sprachliches Kunstwerk kann sich Boccaccios ›Decamerone‹ durchaus neben Dantes ›Göttliche Komödie‹ stellen — gleichsam als eine menschliche Komödie.

Mittelpunkt des ›Decamerone‹ ist Florenz mit seinen Bewohnern. Eine kleine Gesellschaft vornehmer Florentiner hat sich aus der von der Pest heimgesuchten Stadt aufs Land zurückgezogen und verbringt dort die Zeit mit dem Erzählen von Geschichten. Hundert Novellen werden da nun innerhalb von zehn Tagen erzählt, die meisten von sehr heiterer Art, wobei die Liebe eine Hauptrolle spielt.

Der ganze Zyklus, den der Dichter wohl noch im Pestjahr 1348 begonnen hatte, ist von einer starken und gesunden Freude am Diesseits getragen. Darin liegt das Neue gegenüber der Vergangenheit, die die Welt des Diesseits so sehr verachtete.

In allen seinen Novellen zeigt der Dichter uns Menschen, die mit klarer Vernunft, klug und weise zugleich, ihr Ziel allen Hindernissen zum Trotz zu erreichen wissen, Menschen also, die jede Situation und also überhaupt das Leben meistern.

Boccaccio, der jetzt vierzig Jahre alt ist, wurde in Paris geboren, und zwar als unehelicher Sohn eines florentinischen Kaufmanns und einer Französin. Von seiner Mutter Giovanna mag er jenen guten Teil gallischen Witzes geerbt haben, der sein Werk sosehr auszeichnet. Vom Vater zum Kaufmann bestimmt, ging der junge Boccaccio nach Neapel. Und dort verliebte er sich in die junge Gräfin Maria von Aquino, eine uneheliche Tochter König Roberts von Neapel. In seinen Liebesgedichten nannte er sie Fiammetta, das Flämmchen.

Diese Jahre in Neapel waren vielleicht Boccaccios glücklichste Zeit. Obgleich er dort in der kaufmännischen Lehre war, studierte er nun die Dichter Vergil und Ovid, und vor allem auch Dante. Aber dann wurde Boccaccios Vater in den Zusammenbruch des großen Bankhauses der Bardi in Florenz verwickelt, und deswegen mußte Giovanni nach Florenz zurückkehren. Aber auch dort konnte er seinen literarischen Neigungen weiterhin nachgehen, und durch sein Buch ›Fiammetta‹ kam er bald zu Ansehen.

Prager Kanzleisprache des Johann v. Neumarkt

Von unserem Berichterstatter

Olmütz, 1364

Zum Bischof von Olmütz, wurde der Kanzler Kaiser Karls IV., Johann von Neumarkt, erhoben.

Der deutsche Humanist Johann von Neumarkt hat sich vor allem um die Entwicklung der deutschen Sprache verdient gemacht. Angeregt durch Rienzi und Petrarca, die beide eine Zeitlang in Prag waren, und nicht zuletzt durch den Kaiser selber, hat Johann sich im Sinne des Humanismus mit Sprachstudien beschäftigt. Die Prager Kanzleisprache gilt seitdem fast im ganzen Reich als vorbildliches Deutsch. Überhaupt ist Prag, wo Karl IV. 1348 die erste deutsche Universität gründete, heute ein hervorragendes geistiges Zentrum. Der sehr gebildete Kaiser, der an einer Autobiographie schreibt, hat stets einen Kreis von Gelehrten um sich.



Die Madonna vom St.-Veits-Dom zu Prag

Zur Ausschmückung des im Jahre 1344 begonnenen St.-Vei Domes zu Prag entstand diese Madonna. Wie in Italien, so werd jetzt auch in Deutschland viele Madonnenbilder gemalt. Seit lange spielt die Verehrung der heiligen Mutter Gottes ja in der Kunst ei hervorragende Rolle. So entstanden die vielen Bilder, die Maria n dem Jesusknaben zeigen, es wurden Marien-Kirchen gebaut und c Dichter schufen die Marienlyrik, um die Jungfrau zu verherrliche



China hat sich wieder erholt, und seine Städte sind voller Leben

Sieg der Chinesen

Von unserem Berichterstatter

Peking, 1368

Die Nationalchinesen unter ihrem Führer Tschu Yüan-tschang sind in Peking eingerückt. Die letzten Mongolen und der mongolische Kaiser haben China fluchtartig verlassen. Tschu ließ sich zum Kaiser ausrufen.

Damit ist für China die Zeit der Fremdherrschaft beendet. Faktisch haben die Chinesen schon seit einigen Jahren wieder die Oberhand in ihrem Land. Nach dem Tode Kublai Khans im Jahre 1294 haben die Mongolen keinen starken Herrscher mehr stellen können. China geriet in eine große Wirtschaftskrise, von der es sich in den letzten Jahren aber wieder erholt hat.

Petrarcas Brief an Karl IV.

Vom deutschen Kaiser bitter enttäuscht ...

Wir sind in der Lage, einen Brief des Dichters Petrarca an den Kaiser zu veröffentlichen, in dem der große Humanist und Freund des Kaisers seine Enttäuschung darüber ausdrückt, daß Karl nach seiner Kaiserkrönung Italien so eilig wieder verlassen hat. Wir bringen Teile dieses Briefes zum Abdruck, weil er für die Haltung vieler italienischer Humanisten bezeichnend ist: Sie wollen eine Wiederherstellung des alten römischen Kaisertums. Der Kaiser selber aber weiß sehr wohl, daß solche Zeiten endgültig vorüber sind. Petrarca schreibt an Karl IV. von Mailand aus im Juni 1355:

»Was Dein Großvater und unzählige andere mit so viel Opfern an Blut erstrebt haben und mit so viel Mühen, das hast Du, mein Kaiser, ohne Mühe erlangt und ohne Blutvergießen: Italien war eben und offen, frei war der Zugang zur Schwelle der Stadt Rom, leicht zu erringen war das Zepter, beruhigt und friedlich war das Reich, ohne Blutvergießen waren Kronen zu gewinnen — Du aber vermagst alles dies nicht nach Gebühr zu schätzen. Undankbar bist Du gegen so große Geschenke, oder nicht fähig, die Dinge zu beurteilen. Du verläßt all das und wendest dich jetzt wieder zurück in barbarische Reiche!

Nie hat ein Fürst eine so große, so blühende, so reife und so ehrenvolle Hoffnung freiwillig im Stich gelassen . . . Du, der Herr des Römischen Reiches, seufzest nach nichts anderem als nach Böhmen. Wann hätte dies, ich bitte Dich, Dein Großvater getan oder Dein Vater, der ohne selbst Kaiser zu sein, nur wegen der Erinnerung an das Kaisertum seines Vaters Rechtsansprüche auf so viele Städte erhob? . . .

Lebe wohl, mein Kaiser, und bedenke, was Du zurückläßt und was Du statt dessen erstrebst.«

Geißelbrüder verbreiten die Pes

Von der Pariser Universität empfohlene Schutzmaßnahmen

◆ Fortsetzung von Seite 1

Menschen auf öffentlicher Straße verschieden.

Da für die große Menge von Leichen, die täglich, ja beinahe stündlich zu allen Kirchen gebracht wurden, die geweihte Erde der Friedhöfe nicht ausreichte, wurden große Gruben gemacht und die neu hinzukommenden zu Hunderten hineingelegt. Die Zahl der Toten in Florenz wird auf mehr als hunderttausend geschätzt. Wie viele stolze Paläste, wie viele adlige Wohnsitze, einst voll von Herren, Damen und Gesinde, standen nun leer.«

Furchtbare Schmerzen

Was der Dichter Boccaccio uns von seiner Heimatstadt Florenz berichtet, das gilt auch von anderen europäischen Städten.

Während Boccaccio nichts von Schmerzen sagt, heißt es von anderen Augenzeugen, daß die Pestbeulen, wenn sie sich verhärten und nicht aufbrechen wollen, so fürchterliche Schmerzen verursachen, daß sie der ausgesuchtesten Tortur gleichkommen. Viele Kranke sind durch Schmerzen und Angst wahnsinnig geworden, und einige rannten nach den Totengruben und stürzten sich hinein.

Die Ärzte stehen der Pest völlig hilflos gegenüber. Der berühmte Leibarzt Clemens' VI., Guy de Chauliac, der Patriarch der französischen Chirurgie, erklärte uns: »Die Seuche ist für die Ärzte, da sie nicht zu helfen vermögen, höchst beschämend, um so mehr, als sie aus Furcht vor Ansteckung die Kranken nicht zu besuchen wagen.«

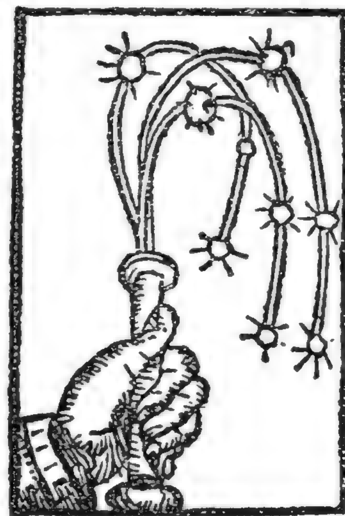
Als Vorbeugungsmittel empfiehlt die medizinische Fakultät von Paris in einem Gutachten von Oktober 1348:

»Man soll kein Geflügel essen, keine Wasservögel, kein Spanferkel, kein altes Ochsenfleisch, überhaupt kein fettes Fleisch. Wir empfehlen Brühen mit gestoßenem Pfeffer.

Bei Tage schlafen ist schädlich. Der Schlaf darf nicht länger dauern als bis zum Morgengrauen.

Unschädlich sind trockene und frische Früchte, wenn man sie mit Wein nimmt.

Kalte, feuchte und wäßrige Speisen sind größtenteils schädlich. Fisch soll man nicht essen.



Knoten mit Dornen hat die Geißel

Man koche nichts mit Regenwasser. Zu den Mahlzeiten nehme man etwas Theriak; Olivenöl zur Speise ist tödlich.

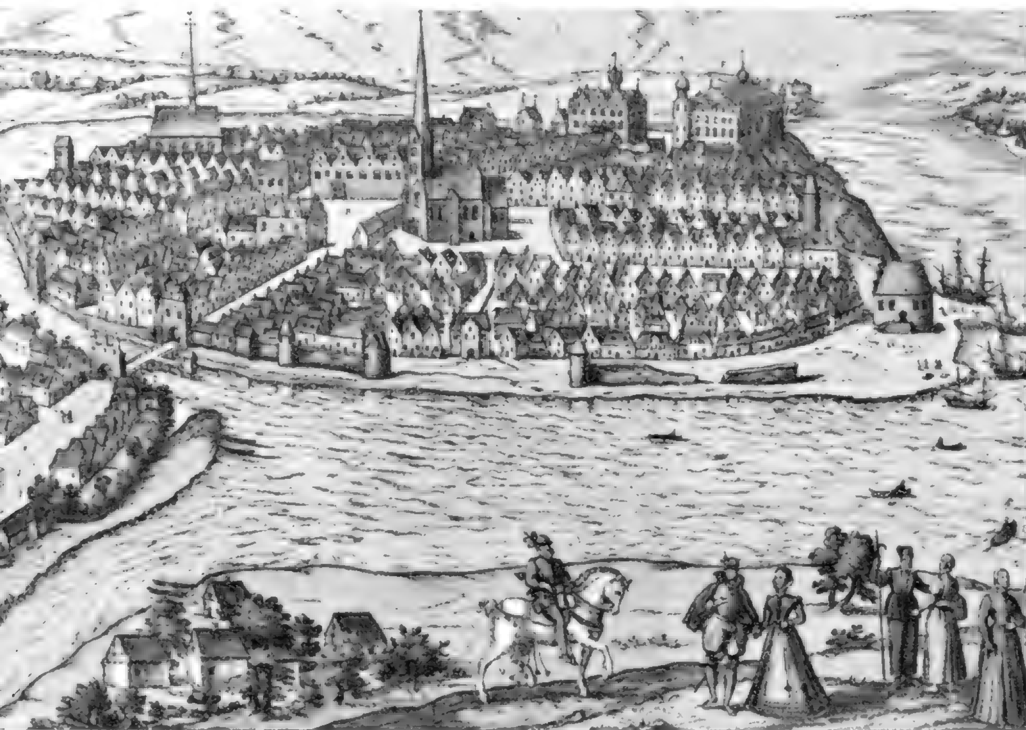
Gefährlich ist das Ausgehen zur Nachtzeit bis um drei Uhr morgens wegen des Taus. Fette Leute sollen sich der Sonne aussetzen.«

Das sind die Ratschläge der Pariser Universität. Italienische Ärzte empfehlen das Anhören schöner melodiöser Lieder und s gen ferner: »Äußerst herzstärke ist die Betrachtung von Gold u Silber und anderen kostbar Gegenständen.« Andere wied halten es für das beste, beständ einen stinkenden Ziegenbock Schlafzimmer zu halten.

Während viele Menschen je nur noch daran denken, ihr Lebe so lange es nur irgend geht, genießen, sehen andere in d Pest eine Strafe Gottes. Und die sind es, die zur Buße aufrufe allen voran die Geißelbrüder. langen Zügen, zu Tausenden paa weise nebeneinander, ziehen d Geißler von Stadt zu Stadt. D Haupt von einer Kapuze n einem Filzhut darüber bis zu d Augen bedeckt, senken sie d Blick zur Erde, und ihre traurig Mienen zeigen tiefste Reue. D Füße sind unbeschuht, und jed Büßer trägt in der Rechten d große dreisträngige Geißel. V Zeit zu Zeit machen sie den Obe körper frei und schlagen sich n der dornigen Geißel den Rücke daß das Blut in Strömen fließt.

Gegen die Juden

Aber die Geißelbrüder trag — freilich ohne es zu wollen - zur Verbreitung der Pest bei. Ur wenn sie auch von allen Bürger mit großer Achtung und Gas freundschaft aufgenommen we den, hat Papst Clemens VI. ihr Brüderschaft und ihre Statute doch verworfen. Und zwar de wegen, weil sie sich sehr heftig an den Judenverfolgungen b teiligt haben. In vielen Gegende Europas ist es nämlich zu schär sten Ausschreitungen gegen d Juden gekommen. Auf der Such nach Ursachen für die grausam Seuche haben die Menschen di wegen ihres fremden Glauber unbeliebten Juden für die Haup schuldigen angesehen.



aus die meisten norddeutschen Städte gehören der Hanse an. Auch Kiel (unser Bild) ist Mitglied

Letzte Meldungen:

Die Hansestädte haben den König von Dänemark besiegt

Von unserem Sonderberichterstatter

Stralsund, 24. Mai 1370

In der norddeutschen Stadt Stralsund an der Ostsee wurde zwischen den deutschen Hansestädten unter der Führung Lübecks und dem König von Dänemark ein Friede geschlossen, der für Dänemark eine gewaltige Niederlage bedeutet. König Waldemar muß nicht nur die Vorrechte der Hanse in Schonen und Dänemark garantieren, er muß den Hansestädten sogar ein Zustimmungsrecht bei der dänischen Thronfolge einräumen. Das heißt, daß die Hansestädte künftig auf die gesamte dänische Politik Einfluß nehmen können.

König Waldemar muß den Hansestädten als Pfand seine Schlösser am Sund auf 15 Jahre überlassen: Skanör, Falsterbo, Malmö, Helsingborg. Mit diesem Sieg, den die Hanse völlig aus eigener Kraft errang, ohne Unterstützung durch den Kaiser, der sogar mit Waldemar paktierte, hat sich ihre Stellung ungeheuer gestärkt. Der seit Jahrzehnten geführte Krieg zwischen den deutschen Hansestädten an der Ostsee und den Dänen war dadurch entstanden, daß Dänemark als Beherrscher des Seeweges zwischen Nord- und Ostsee den Hansestädten Vorschriften machen wollte. Unter ihrem König Erich Menved waren die Dänen anfänglich sehr erfolgreich. Selbst Lübeck mußte sich unter den Schutz des Dänenkönigs stellen. Als die Dänen dann gar unter Waldemar IV. das südschwedische Schonen eroberten und dann auch Gotland, wagte Lübeck eine Machtprobe. Aber Lübecks Flotte wurde 1362 vor der Sundfeste Helsingborg vernichtend geschlagen. Für diese Niederlage wurde der verantwortliche Bürgermeister von Lübeck, Johann Wittenborg, zur Rechenschaft gezogen. Ein Gericht sprach ihn schuldig, und der Bürgermeister wurde hingerichtet.

Obgleich Lübecks Stellung damals schwer erschüttert war, drängten vor allem die Städte des Ordenslandes zu neuem gemeinsamem Kampf. Die Städte des deutschen Ordenslandes sind ja auf ihren Getreideexport angewiesen, und deswegen brauchen sie einen unbehinderten Weg von der Ostsee in die Nordsee. Um in einem neuen Kampf besser gerüstet zu sein, brachte Lübeck ein Kriegsbündnis zustande. Das war vor drei Jahren in Köln. Als ›Kölner Föderation‹ schlossen sich die Städte zwischen Livland und dem Niederrhein gegen Dänemark zusammen. Diesem Bündnis traten dann auch die Länder Schweden, Holstein und Mecklenburg bei. Im Mai 1368 nahm die Flotte der Verbündeten Kopenhagen und eroberte die meisten Sundschlösser. Daraufhin verließ König Waldemar sein Land.



Der Tretkran ist in vielen großen Handelsstädten ein gewohntes Bild. Mehrere Männer sind in dem Tretrad, um es zu bewegen, indem sie darin laufen.

as Reich der Türken auf dem Balkan

Adrianopel zur Hauptstadt erklärt – Byzanz ist abgeschnitten

Von unserem Berichterstatter

Adrianopel, auf der Balkanhalbinsel, 1366

e Türken haben die alte europäische Stadt Adrianopel zu ihrer ptstadt gemacht. Im Jahre 1361 hatte der türkische Sultan Murad Stadt, die einst von dem römischen Kaiser Hadrian gegründet den war, und alles umliegende Land erobert. Kurze Zeit später es diesem geschickten Heerführer und Politiker gelungen, über Land Bulgarien, das an der unteren Donau liegt, die Tributeit zu errichten.

t dieser Entwicklung, die in Hauptstädten Europas aufsam verfolgt wird, ist By- das am weitesten östlich von den übrigen christlichen anvölkern abgeschnitten. By- das einst ein Weltreich war, eute eine kleine christliche in einem islamischen Reich. ische Beobachter sind über- t, daß es nur eine Frage der ist, bis auch Byzanz den Tür- zum Opfer gefallen ist. Da- r aber steht eine zweite e: Muß das Abendland mit neuen starken Angriffs- e islamischer Völker rechnen? urad ist ein Enkel Osmans, las türkische Reich in Klein- gegründet hat. Die Ausdeh- des Osmanenreiches nach n begann unter Osmans Sohn an. Im Jahre 1326 eroberte an die Stadt Brussa, die etwa ilometer vom Marmarameer rnt ist. Die dortige Schloß- e ließ Urchan in eine Moschee umwandeln und dort seinen Vater Osman beisetzen, der in jenem Jahre gestorben war. Dadurch wurde Brussa zur heiligen Stadt der Osmanen, und bald erhoben sich dort glänzende Bauten.

Von seiner Hauptstadt Brussa aus straffte Urchan die Organisation seines Reiches. Besonders war ihm an einem Ausbau des Heeres gelegen. Zwar sind die Türken ausgezeichnete Reiter, aber im Festungskrieg — und darauf wollte Urchan sich vorbereiten — nützt ihnen das nicht viel. Deswegen schuf Urchan eine Fußtruppe. Da aber die Türken für den Fußdienst nicht geeignet sind und dazu auch keine Lust haben, griff Urchan einfach auf die in dem von ihm eroberten Gebiet ansässigen Christen zurück. Zwar mußten sie zum Glauben Mohammeds übertreten, doch wurde ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnet.

Nachdem Urchan auch seine Reiterei fester organisiert hatte, stieß er immer energischer gegen die Küste vor. Und bald unterwarfen sich die christlichen Hafenstädte Kleinasiens ihm von selber, um auf diese Weise wenigstens Leben und Handel zu sichern. Urchans Angriff auf Byzanz selber im Jahre 1337 endete allerdings mit einer Niederlage. Aber zwanzig Jahre später gelang es den Osmanen schon, sich in Gallipolis auf dem Chersones festzusetzen.

Und von hier aus stieß Urchans Sohn Murad, der 1358 an die Macht kam, auf dem europäischen Festland immer weiter vor. Dabei hat die Uneinigkeit der Balkanslawen ihm die Eroberung überaus leicht gemacht.

eter der Grausame m Kampf gefallen

n unserem Berichterstatter

Montiel (Kastilien), 1369

ter der Grausame, König von lien, ist von seinem Halb- er, Heinrich von Trastamara, et worden. Heinrich und der ösische Feldherr Du Guesc- atten Peters Heer bei Mon- geschlagen. Als Peter flüch- wollte, setzte Heinrich ihm es kam zum Zweikampf, in Heinrich Sieger blieb.

er hatte sich, kurze Zeit lem er König geworden war, seiner Gattin Blanka von bon, einer Französin, ge- t. Ja, er hatte sie einkerkern n, und nach zehnjähriger erhaft war Blanka gestorben. egen war Frankreich auf die Heinrichs von Trastamara ten, des Gegenspielers Pe- es Grausamen. Außer Kasti- gibt es auf der Iberischen nsel die Königreiche Ara- Portugal und Navarra.

›Gottlose Schnabelschuhe‹

Kleiderverordnungen sollen den Luxus eindämmen

Von unserer Modeberichterstatterin

Florenz, 1365

Immer prunkvoller wird die Mode, die von Frankreich und von Italien bestimmt wird. Kostbare Stoffe wie Samt, Seide und Brokat brauchen nicht mehr aus dem Orient eingeführt zu werden; sie werden nun von den Italienern selber hergestellt.

Alles in allem muß man sagen, daß nie vorher so viel Aufwand getrieben wurde. Zweifellos ist auch das eine Folge der Pest. Viele Leute sind in jenen Jahren durch plötzliche Erbschaften reich geworden, und wichtiger noch ist, daß alle, die der Schwarze Tod verschont hat, eine fast unbändige Freude am Leben haben. Wie Boccaccio es in seinem Decamerone beschreibt, so ist es hier in Florenz ja wirklich, wo so viele schöne Frauen leben, die sich sorgfältig schminken und sich die Stirnen ausrasieren, weil die hohe Stirn das Ideal ist.

Um den Luxus einzudämmen, werden von Zeit zu Zeit Kleiderverordnungen erlassen. Sie sollen vor allem auch verhindern, daß niedere Stände sich ebenso prunkvoll kleiden wie die höheren.



Ein Hindernis beim Beten sind die langen spitzen Schnabelschuhe, deren Spitzen mit einem Kettchen am Knie befestigt werden müssen. Sie machen das Knien unmöglich, und deswegen, sagen viele Leute, werde der Schwarze Tod noch ein zweites Mal kommen. — Oben: Prunkvolle Hauben und reicher Schmuck werden heute fast überall in Europa von den Frauen getragen.

Haus Stuart auf Schottlands Thron

Von unserem Berichterstatter

London, 1370

Wie in der englischen Hauptstadt bekannt wurde, hat sich in Schottland nach längeren Thronstreitigkeiten das Haus Stuart durchgesetzt. Die Stuarts sollen ein Geschlecht normannischer Herkunft sein.

Noch immer ist Schottland für die Engländer ein Sorgenkind. Seit Jahrhunderten ein freies Land, wurde es 1286 von den Engländern unterworfen, befreite sich dann wieder und geriet schließlich erneut unter die englische Lehnshoheit. Indessen kommt es zwischen Engländern und Schotten ständig zu Reibungen, die für die Engländer nicht ungefährlich sind, zumal England noch immer mit Frankreich im Kriege ist.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 40

Schutz für unsere Vögel

Beim Anblick der Bilder zu Ihrem Vogelschutz-Artikel in Nr. 5 bin ich jäh erschrocken, wenn man sieht, wie Tiere, die ihre Nahrung anfliegen, so herzlos zu Tode gequält werden. Ein Gesetz ist nutzlos, wenn es Ausnahmen gestattet. Denn die Ausnahmefälle müssen dann die Qualen erleiden, die das Gesetz verhüten soll.

Margret POSER, Landau/Pfalz

Als alter Jäger habe ich zu dem Artikel über das ›Rätsel des Vogelzuges‹ in Nr. 23/57 die Frage, was der Kranich, ein ausgesprochener Sumpfvogel, in den Wüstengebieten von Libyen oder Tunesien zu suchen hat?

Gerhard JANSSEN, Hauptlehrer, Warnstedt über Cloppenburg i. O.

In dem Bericht war vom Zugweg des in Deutschland bzw. in Skandinavien beheimateten Kranichs die Rede. Ringfunde haben erwiesen, daß die genannten Gruppen nicht am Nil oder am Albert-See überwintern, sondern im westlichen Nordafrika, wie unsere Karte zeigt. Wir bitten Sie, auch nachzulesen bei Libbert; ›Der Zug des Kranichs‹, ›Journal für Ornithologie‹ 1936 und Steinbrecher: ›Vogelzug und Vogelforschung‹, Verlag Kramer, Frankfurt/M. Was Bengt Berg am Nil fotografiert hat, sind überwiegend in Finnland und Westrußland beheimatete Kraniche gewesen, wie man erst jetzt aus Ringfundmeldungen weiß. Die Redaktion

Die Wüstenfüchse

Den Angriff durch die Alamein-Stellung, das ›Stalingrad der Wüste‹, habe ich als Zugführer des 1. Zuges, 6. Kp. Pz.Gren.Rgt. 104 mitgemacht. Ich führte den in Ihrem Bericht erwähnten Befehl aus: ›Der 1. Zug durchschreitet das Minenfeld und bildet einen Igel.‹

Kurt WENDE, Heidelberg



Foto: Wehnert

Die Letzten an Bord

Dr. Ing. Mario Umilto aus Palermo und Hauptmann Georg Wehnert, beide auf dem anliegenden Foto, waren die Letzten an Bord der ›Bainsizza‹, die auf der Überfahrt nach Afrika torpediert wurde und nach einem vergeblichen Rettungsversuch des Schleppers ›Max Berendt‹ aus Hamburg aufgegeben wurde.

Georg WEHNERT, Bad Homburg v. d. H.

Sie sollten durch eine Leserrundfrage feststellen lassen, wer für und wer gegen weitere solche Berichte ist.

Hans LEPSINGER, Wien 20

Soll man Mandeln entfernen?

Als Mutter möchte ich Ihnen danken, daß Sie so wichtige medizinische Themen wie das über die Mandeln so allgemeinverständlich und sachlich behandeln. Ich spüre darin ein Verantwortungsbewußtsein, dem man heutzutage leider nur selten begegnet.

Franziska KOCK, Flensburg

Der Umfang von KRISTALL

In meinem Bücherschrank stehen sämtliche KRISTALL-Jahrgänge gebunden nebeneinander. Von Jahr zu Jahr wird das ein weniger schöner Anblick, da jeder Band dicker ist als der vorhergehende. Mit 2 cm Dicke eröffnete Band 1948 die Reihe. Jahrgang 1956 wuchs auf 6 cm an und 1957 haben Sie 7 cm erreicht. Für KRISTALL ist das natürlich nur angenehm!

Rudolf BERLICH, Dipl.-Ing., Ratingen

KRISTALL STELLT VOR

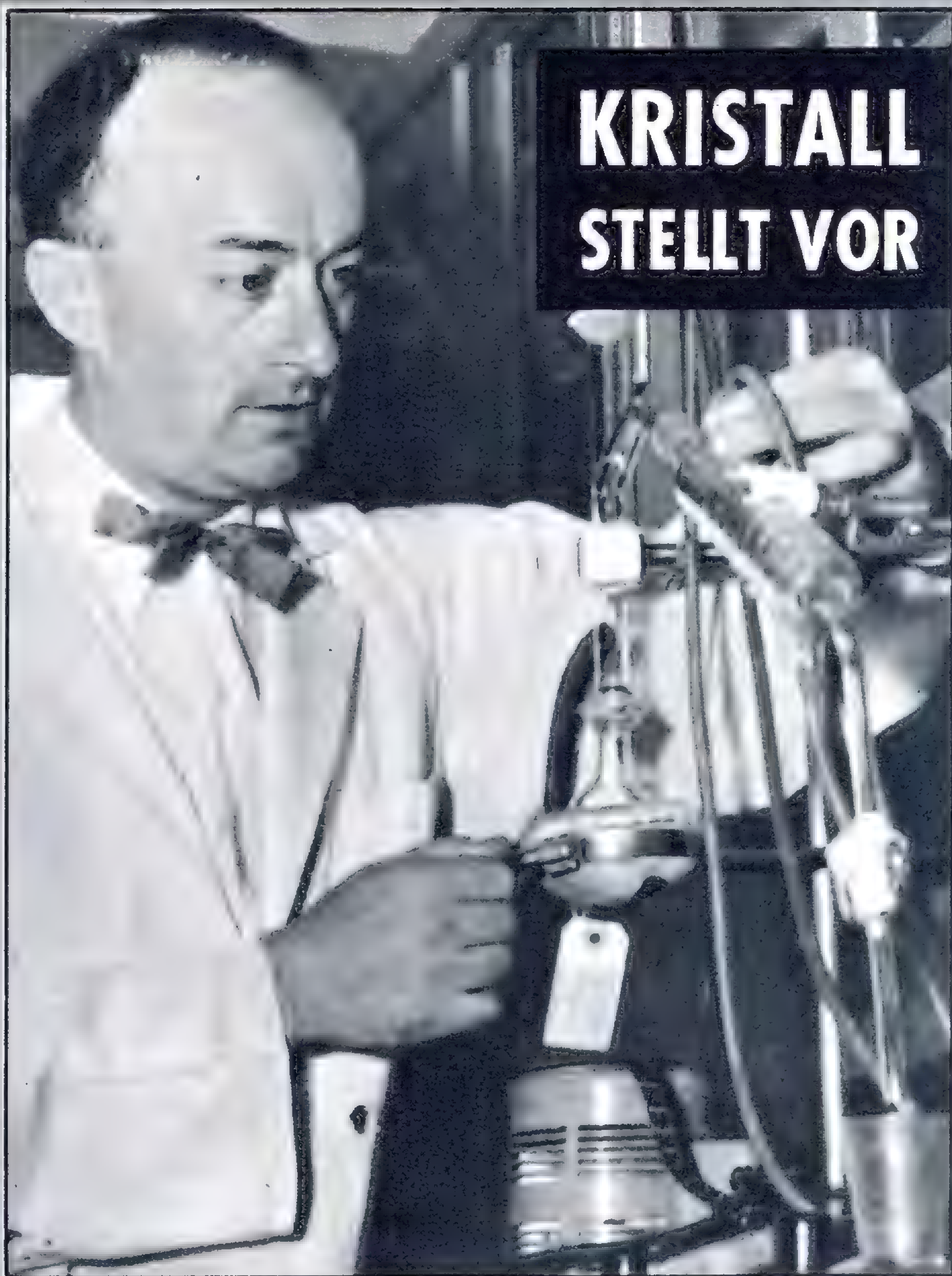


Foto: UP

KAPAZITÄT DURCH KLEINARBEIT

Vollkommen unamerikanisch, temperamentvoll, herzlich — das ist der italienische Internist und Hämatologe Dr. Mario Stefanini, der in den Vereinigten Staaten lebt. Seine Kollegen zählen ihn zu den führenden Köpfen. Stefanini ist mehr Forscher als praktizierender Arzt. In seiner Vergangenheit findet man keine hervorstechende Pioniertat. Aber: durch seine rastlose Kleinarbeit auf dem Gebiet der Hämatologie (Lehre vom Blut und seinen Krankheiten) wurde er zu einer Kapazität. Sein Spezialwissen über Thrombose und Blutungsneigung hält man heute in Fachkreisen für unentbehrlich. Von seinem neuen Medikament — ein Antithrombin — erwartet man viel, obwohl ähnliche Mittel bereits seit Jahren erfolgreich angewandt werden. Erst nach dem Krieg kam der 45jährige nach den USA und arbeitet seitdem in Brighton (Mass.) am St.-Elisabeth-Krankenhaus.



BRITISCHER FILMPREIS

Das Blond ihrer Haare ist so provozierend, daß es einem ihrer ersten großen Erfolgsfilme den Namen gab: ›Goldhelm‹. Mit abgründigem Blick und sinnlichem Mund spielte Simone Signoret darin eine jener ›sündigen Rollen‹, auf die ihr erster Mann, Regisseur Allégret, und der französische Kriegsfilm sie scheinbar ein für allemal festgelegt hatten. Auch in ›Die Teuflischen‹ (1954) ist sie die handfest-betörende ›femme fatale‹, diesmal im biederen Gewand einer Lehrerin. Daß Simone Signoret aber auch anders kann, zeigt sie in ›Die Hexenjagd‹ nach Arthur Millers Stück, das sie bereits zwei Jahre lang mit ihrem zweiten Mann, dem Sänger Yves Montant, auf einer Pariser Bühne gespielt hatte. Ihre Gestaltung der leidenden Elisabeth brachte ihr soeben den 1. Preis der Britischen Film-Akademie ein.

Foto: Unionfilm

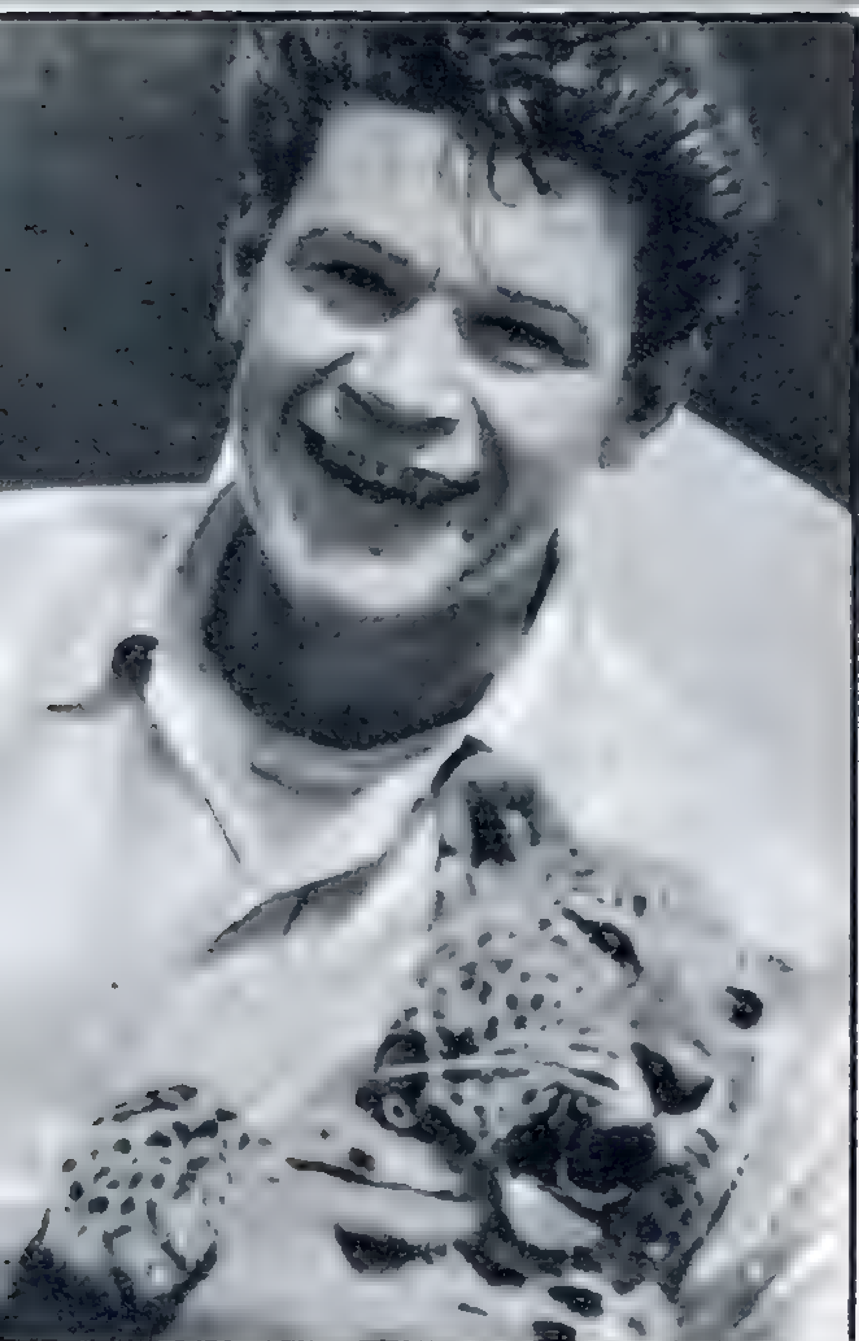


Foto: Privat



Foto: ATP

ABSEITS DER STRASSEN

Ein Mann reist um die Welt — auf dem Motorrad, im Fischkutter, im Mercedes — wie es der Zufall will. Ein Mann mit einer Farbfilmkamera auf der Schulter und einem Notizbuch in der Hand, der das Leben abseits der großen Straßen einfängt, so wie es wirklich ist. Noch nicht dreißig Jahre alt, hat sich Peter H. Backhaus mit seiner Ein-Mann-Kulturfilmproduktion bereits einen Namen gemacht. Jetzt filmt er in Indien eine Etappe der ›Weltreise einer jungen Dame‹, die mit einem Kleinwagen auf großer Fahrt ist.

DER LETZTE CLOWN

»Andreff ist der einzige, der meinen Platz einnehmen kann.« Mit diesen Worten verabschiedete sich der berühmte Grock von seinem Publikum. Jacques Andreff ist Schweizer wie Grock. Er hat ein schweres Erbe angetreten. Der winzige Hut, ein knielanger Rock, die zerbeulte Trompete sind Requisiten einer Zeit, da das Lachen darüber noch von Sorgen befreite. Andreffs letztes Engagement in Wien stand im Schatten des Ungarnaufstandes. Seit zwei Jahren tritt der 38jährige nur noch in kleinen Lokalen auf.



Foto: dpa

VÖLKERVERSÖHNUNG IN DER SCHULE

Geschichtliche Irrtümer und nationale Vorurteile aus den Lehrbüchern zu entfernen und mit der ›Völkerversöhnung‹ bereits auf der untersten Ebene des Schulunterrichts zu beginnen — das hat sich der 45jährige Historiker Professor Dr. Georg Eckert in Braunschweig zur Lebensaufgabe gemacht. Als Leiter des 1949 gegründeten Internationalen Schulbuchinstituts der UNESCO wirkt er mit seiner Arbeit rund um den ganzen Erdball. Kürzlich hat ihn die Freiherr-vom-Stein-Stiftung mit dem Straßburger Europapreis ausgezeichnet, der mit 10 000 Schweizer Franken dotiert ist. Und im September wird der gebürtige Berliner an einer internationalen Historikertagung in Tokio teilnehmen, für die er das Arbeitsprogramm vorbereitet.

Elektrisch rasieren

mit Pfiff

Bei nahezu jeder Tätigkeit gibt es einen „kleinen Pfiff". Wer ihn kennt und nützt, fährt gut.

So steht es auch mit der Trockenrasur. Hier liegt der „kleine Pfiff" in dem Erfahrungssatz: Vor der elektrischen Rasur T2 – dann geht's noch schneller, noch gründlicher.

T2 härtet das Barthaar und glättet die Haut. Leicht und zügig gleitet der Apparat. Das Barthaar stellt sich dem Scherkopf und Sie rasieren, ohne Hautstellen zu überspringen. Mit T2 stellt sich jeder von der Naßrasur zu der bequemen Trockenrasur schneller um.

Sie erhalten T2

als Tonicum in Flaschen zu DM 2,25 u. DM 3.75

als Gelee in Tuben zu DM 3,75 für Herren mit besonders trockener, empfindlicher Haut.

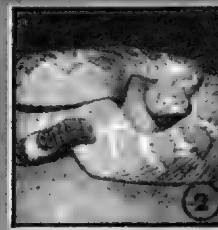
828



Vor der elektrischen Rasur T2
Mit T2 noch schneller, noch gründlicher

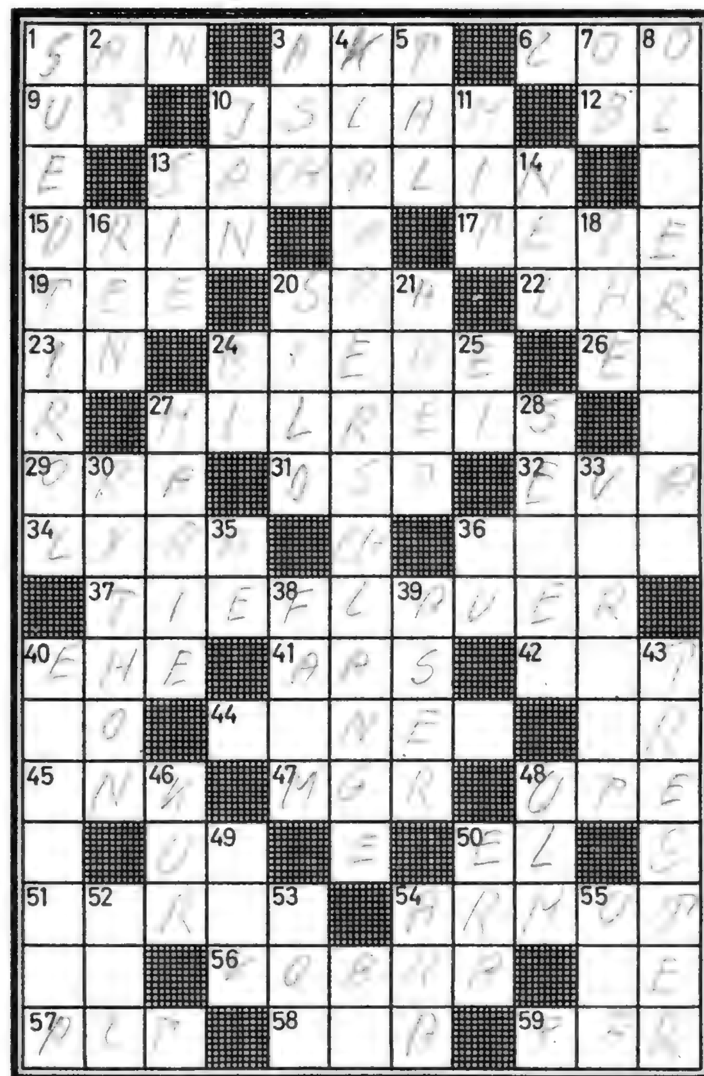
Schlangen

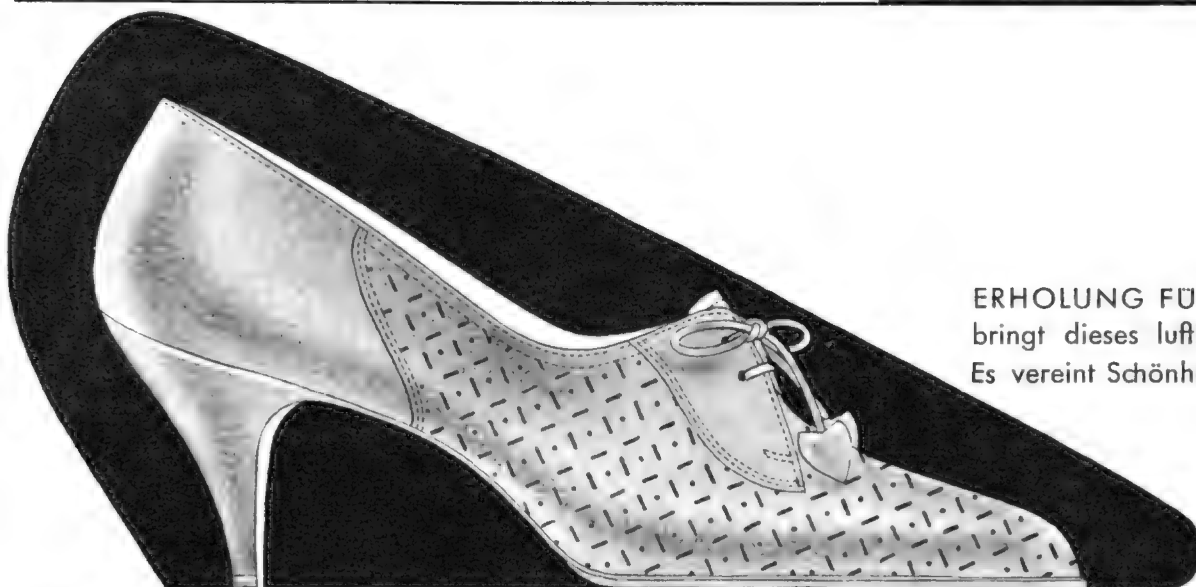






Diese Fotos zeigen drei Schlangen. Die Auflösung der Fragen 56 waagerecht sowie 4 und 30 senkrecht ergibt ihre Namen.





ERHOLUNG FÜR DEN FUSS
bringt dieses luftige Modell in halb-italienischer Ausführung. Es vereint Schönheit u. Gehkomfort in idealer Weise.

MODELL SABA



BEZUGSQUELLEN-NACHWEIS DURCH ADA-ADA-SCHUH AG · FRANKFURT/M-HÖCHST · FABRIK FEINER KINDER- UND DAMENSCHUHE

1000 DM WERTVOLLE BÜCHER

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A—Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten u. 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 1. Mai 1958 (Poststempel). Die Gewinner veröffentlichen wir in unserer Nummer 11/1958.

Auflösung zu Heft 8

Waagerecht: 1. Heimstätte, 8. stumm, 9. Lee, 11. Abt, 12. Met, 14. da, 15. Pier, 17. Eilt, 19. Fa., 20. Summe, 23. Ara, 25. Eos, 26. Tao, 27. Niel, 29. Ares, 30. Fata morgana, 31. Avis, 32. Akku, 33. Rot, 34. Pol, 36. tun, 37. Salon, 39. Kris, 41. Sieg, 46. Alt, 48. Rom, 50. Zoo, 52. Sedan, 53. Bar, 54. Dur, 55: pur, 56. Erdgeschoß.

Senkrecht: 1. Helm, 2. Ehe, 3. Sta., 4. **Tuba**, 5. Amt, 6. Tee, 7. Ente, 10. Eli, 12. Mal, 13. Fes, 14. die, 15. Pariavolk, 16. Rue, 17. Ems, 18. Traenkung, 19. **Fanfare**, 21. Monopol, 22. **Posaune**, 24. Aetit, 26. Trakt, 28. Ias, 29. Aga, 34. Pas, 35. Los, 37. Sir, 38. Nil, 40. Rat, 42. Enz, 43. Salbe, 44. Modus, 45. Moers, 47. Lear, 48. Rede, 49. Marc, 51. Opus, 55. Po.

Das Lösungswort hieß: TROMPETE.

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 7

1.—3. Preis: Gerd Wisniewski, Klotingen üb. Werl (Kr. Soest); Holger Larsen, Aarhus (Dänemark); Erich Laustein, Berlin-Charlottenburg.

4.—7. Preis: Gerda Bielitza, Deggendorf (Donau); Walter Pinkenburg, Tündern üb. Hameln (Weser); Hans-Karl Meyer, Eppelborn (Saar); Hermann Geigle, Simmersfeld, Kr. Calw (Schw).

8.—13. Preis: Siglind Eigenmann, Schaan (Fürstentum Liechtenstein); H. Kalt, Linz am Rhein; Helmut Goller, Singen (Hohentwiel); Dierk Hachmann, Hamburg-Blankenese; Günther Stöckemann, Kalefeld üb. Kreiensen (Harz); Günther Gürke, Oberammergau (Obb.).

14.—20. Preis: Ursula Meyer, Frankfurt (Main); Hartmut Bultmann, Baden (Bez. Bremen); MartaTrucco, Luzern(Schweiz); Franzi Fander, Königswinter (Rhein); Friedrich Tramer, Helmstedt; Reinhold Seifried, Stuttgart; Ferdinand Schwartz, Beerfelden (Odenwald).

21.—30. Preis: Klaus Senftleben, Berlin SW 61; Hanna Rasch, Groß-Ilsede, Kr. Peine (Hann.); E. v. Zitzewitz, Uetersen (Holst.); Gerhard Terstegen, Düsseldorf-Benrath; Gabriele Bern, Sulzbach-Rosenberg; Mady Fredun, Lübeck-Travemünde; Inge Limmeroth, Rotenburg a. d. Fulda; Horst Grosse, München 19; Otto de Fries, Dinslaken (Niederrhein); Alban Kleist, Derndorf üb. Mindelheim (Schwaben).

Waagerecht: 1. Fluß in Polen, 3. Teil eines Bühnenwerks, 6. Tierpark, 9. ausgestorbenes Wildrind, 10. Weltreligion, 12. Abkürzung für Blatt, 13. sibirische Halbinsel, 15. albanischer Fluß in die Adria, 17. Kopf, Spitze, 19. Aufguß, 20. Kurort in Belgien, 22. täglicher Gebrauchsgegenstand, 23. Präposition, 24. Insekt, 26. französisch: in, 27. südamerikanische Münze, 29. Kosename für den Großvater, 31. Windrichtung, 32. die erste Frau, 34. altes Saiteninstrument, 36. Modefarbe, 37. Transportgefährt für überschwere Lasten, 40. Bündnis, 41. totes Tier, 42. Abkürzung für Nettoregistertonne, 44. Bewohner von Uri, 45. Pferdeknecht, 47. Abkürzung für Monsignore, 48. Nibelungengestalt, 50. spanischer Artikel, 51. Lohntabelle, 54. Mittellosigkeit, 56. siehe Bild 1, 57. Singstimme, 58. Pelzumhang, 59. selten.

Senkrecht: 1. norditalienische Alpenlandschaft, 2. Flächenmaß, 3. Stadt in der Tschechoslowakei, 4. siehe Bild 2, 5. Bodensenke, 7. Strom in Sibirien, 8. sächsische Stadt im Erzgebirge, 10. norddeutscher Männername, 11. Präposition, 13. Anrede, 14. ungebraucht, 16. nordischer Hirsch, 18. englischer Artikel, 20. Getreidespeicher, 21. französischer Schriftsteller, 24. Zeichen für Wismut, 25. Naturprodukt, 27. Mädchenname, 28. chemisches Element, 30. siehe Bild 3, 33. Vertrauensbruch, 35. Abkürzung für Angströmeinheit, 36. Abkürzung für Band, 38. Landgut, 39. Jägerranzen, 40. Oper von Strauß, 43. Rückstand beim Keltern, 46. Heilverfahren, 48. deutsche Stadt an der Donau, 49. Spielkartenfarbe, 50. Nebenfluß des Arno, 52. Kosmos, 53. internationale Handelsformel, 54. Papagei, 55. Großmacht. (ch = 1 Buchstabe, i = j)

Richtig geordnet ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern 6, 16, 25, 29, 32, 37, 43, 46, 55 und 59 die größte heimische Schlange. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.

Foto: dpa

Das Kloster des Heiligen Kreuzes liegt im israelischen Teil Jerusalems. Hier stand, der Überlieferung nach, der Baum, aus dem man das Kreuz Jesu zimmerte.

Zehn Jahre Israel

EINDRÜCKE EINER REISE / VON PAUL SETHE



Foto: Just

Einzug der Sportlerinnen im Stadion von Tel Aviv. Alle vier Jahre kommen jüdische Sportler aus der ganzen Welt zur Makkabiade, der ›Olympiade Israels‹.

Am 24. April 1958 feiert der junge Staat Israel sein zehnjähriges Bestehen. In diesem Staat gibt es keinen Ort, der mehr als 32 km von einer Grenze entfernt liegt, einer Grenze, die nur Feinde kennt. Die Jahre des Aufbaus waren Jahre der Verteidigung.

Die Straße, die in dem schmalen Schlauch vom übrigen Israel nach der Hauptstadt führt, steigt langsam an. An den Rändern sieht man hin und wieder alte Wagen liegen, sorgfältig dahin geschleift, damit sie den Verkehr nicht stören. Nun liegen sie da in ihren Trümmern, ausgebrannte Wracks, die einmal kostbare Fracht an Brot und Fleisch und noch kostbarere Fracht an Menschenleben getragen haben, sie liegen hier schon seit zehn Jahren, wie sie noch lange liegen werden, als bleibende Denkmäler für den tapferen Kampf eines kleinen Volkes um sein Dasein.

Es ist jetzt zehn Jahre her, daß diese Straße die einzige Möglichkeit bot, die abgeschnittene, belagerte, hungernde Bevölkerung von Jerusalem am Leben zu erhalten. Wäre sie aufgegeben worden, Jerusalem hätte nicht gehalten werden können, die Stadt hätte sich ergeben müssen, der haßerfüllte Feind wäre eingedrungen, und der moralische Schlag hätte vielleicht den ganzen jüdischen Widerstand zerbrechen lassen. So mußte die Straße immer wieder freigekämpft werden. Aber oft kamen die Araber dicht an sie heran, und unter ihrem wohlgezielten Feuer gingen dann die Wagen mit der rettenden Zufuhr und oft genug mit ihren Insassen in Flammen auf. Ihre Trümmer aber kann man jetzt noch sehen, als Erinnerung an die Kämpfe um die Unabhängigkeit Israels.

So hat der Besucher, der von der Küste in kaum einer Autostunde Jerusalem — und damit schon die Grenze — erreicht, auf dieser Straße in dem schmalen Schlauch die Zeugen dafür gesehen, daß der Staat Israel auf der Bereitschaft zum Kampf ruht.

In den Jahrtausenden, da die Juden über die ganze Welt verstreut waren, haben sie nie aufgehört Sehnsucht nach ihrer alten Heimat zu empfinden, und nie ist die Hoffnung ganz in ihnen erloschen, dorthin zurückkehren zu können. Aber aus dieser Sehnsucht wurde erst dann eine mächtig anschwellende Bewegung, als die Judenemanzipation der letzten Jahrhunderte ihnen die staatsbürgerliche Gleichberechtigung gewährte. Indem die Juden vor dem Gesetz gleich wurden mit den anderen Bewohnern, empfanden sie es nun doppelt schwer, daß ihnen immer in Härte gesagt wurde, sie seien doch Fremde und würden es bleiben. So erwuchs die zionistische Bewegung, die den Juden wieder eine eigene Heimstätte geben wollte, und zwar rings um das alte Zion, um den Hügel, auf dem einmal der Tempel Salomonis stand, und wo die Reste der uralten Umwallung, die



Foto: dpa

Den Frauen Israels bleibt nichts erspart: Geländeübungen während ihrer 2jährigen Wehrdienstzeit.

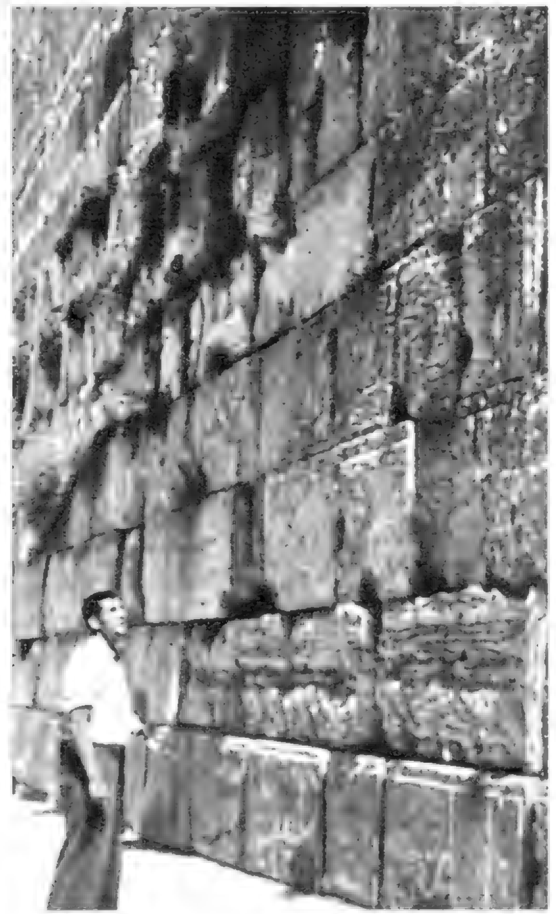


Foto: dpa

Die Klagemauer der orthodoxen Juden liegt im jordanischen Teil des zweigeteilten Jerusalems. Einst viel besucht, heute aber verwaist, weil eine Grenze die Juden von ihrem Gebetsort trennt.

Klagemauer, als Nationalheiligtum der Juden aus dem Altertum erhalten geblieben ist.

Ende des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wanderten Tausende von Juden in das damals noch vom türkischen Sultan beherrschte, zumeist aber von Arabern bewohnte Palästina ein. Die von ihnen gegründeten Bauerndörfer wurden nur Punkte einer jüdischen Besiedlung der alten Heimat.

Dann kam der erste Weltkrieg, die britische Regierung spähte nach moralischen Bundesgenossen im Kampf gegen Deutschland und die Türkei, sie glaubte, solche Freunde im Zionismus zu finden, und so schrieb der Außenminister Lord Balfour im Jahre 1917 an Lord Rothschild jenen Brief, der als Balfour-Deklaration berühmt geworden ist und in dem er den Juden in Palästina eine eigene Heimstätte und die Begünstigung der Einwanderung versprach. Nach dem Krieg wurde diese Heimstätte tatsächlich in Form eines britischen Völkerbundsmandats gegründet; am Ende, das war deutlich sichtbar, sollte der eigene israelitische Staat stehen.

Bevor er jedoch geboren war, erwuchs ihm der furchtbare Feind, der ihm auch heute noch droht. Als die jüdische Einwanderung wuchs und als die Araber fürchteten, von den Neuankömmlingen überflügelt zu werden, begann der erbarmungslose Kampf, der seitdem nur durch Waffenstillstände und nicht durch Friedensschlüsse unterbrochen wurde.

Nun erinnerten sich die Briten, daß die Araber auch eine weltpolitische Macht geworden waren, sie hielten es mit ihnen, und sie dämmten die jüdische Einwanderung ein. So kam es, daß die Juden in Palästina jahrzehntelang einen erbitterten Kampf gegen die Briten und die Araber führten, in dem auf keiner Seite viel Schonung gewährt wurde — bis die Briten schließlich müde wurden und sich aus Palästina zurückzogen. Am 24. April 1948 wurde die Unabhängigkeit des Staates Israel begründet

Wenige Wochen darauf sah sich Israel in den schweren und opferreichen Krieg gegen die Übermacht der arabischen Staaten verwickelt, in dem es um sein Leben kämpfen mußte. Es war, als wenn die Streiter des Königs David wiedererstanden wären; wie die Löwen schlugen sich die Bewohner Israels. Widerwillig genug und erst nach der Vermittlung durch die Vereinten Nationen mußten die Araber die Unabhängigkeit Israels anerkennen. Aber auch seitdem ist kein wirklicher Friede. Wenn nicht gerade die Armeen miteinander kämpfen, sitzen doch die Siedler mit den Gewehren auf den Traktoren; um die Dörfer in Grenznähe sind Palisadenzäune gezogen; immer ist auf den Türmen ein Wächter, der herannahende Streifscharen rechtzeitig melden kann.

Als Ergebnis des nationalen Unabhängigkeitskrieges fand sich im Jahre 1949 der Staat Israel mit jenen seltsamen, fast ungeheuerlichen Grenzen, die so schwer zu verteidigen sind, und jenem merkwürdig zurechtgeschnittenen Staatsgebiet, das so schwer zu verwalten ist, weil die einzelnen Gebietsstücke allen Forderungen nach Abrundung Hohn sprechen. Die Zionisten hatten sich um Zion sammeln wollen, daher hatten sie ihren Namen erhalten. Aber Zion, die Altstadt von Jerusalem mit all den heiligen Stätten, blieb in der Hand der arabischen Jordanier, so wie der größte Teil des geschichtlichen Judäa mit all den aus der Bibel bekannten Namen in der Hand der Araber blieb. Es ist also gleichsam ein Zion ohne Zion, in dem nun die Israelis wohnen.

Sie haben unter der Entscheidung gelitten, aber sie fangen an, sie zu vergessen in der ungeheuren Mühe ihrer Aufbauarbeit, in dem Stolz auf das Erreichte und in dem Gefühl, nun endlich eine Heimstätte zu haben. Es gibt eine Reihe schwungvoller und fast dichterischer Kundgebungen, in denen dieses Gefühl der Freude ausgedrückt ist; aber vielleicht wird die Empfindung, erlöst zu sein, ebenso deutlich aus einem kurzen Gespräch. Ich führte es mit einem früheren Rechtsanwalt aus Frankfurt, den ich in einem Dorf als Geflügelzüchter gefunden hatte und



Fot

Millionäre kennt Israel noch nicht. Dem Luxusbedürfnis entsprechen nur die modernen Hotels, wie auf unserm Bild das Ramat-Aviv-Hotel bei Tel Aviv, das ein eigenes Schwimmbassin hat. Gäste sind aber meist nur Ausländer.



Eines der jüngsten Dörfer Israels, ›Kissalon‹ in den judäischen Bergen. Es entstand aus einer Steinwüste. Das Land ist fruchtbar, aber seit Jahrhunderten verkommen. Hier hatte man Pionierarbeit zu leisten. Und man tat es konsequent: Im Gründungsjahr lebten nur 16 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande — heute nahezu 60 Prozent.



Fotos: dpa

Tomatenernte in der künstlich bewässerten Küstenebene. Tomaten und Citrusfrüchte (Jaffa-Apfelsinen) sind heute die wichtigsten landwirtschaftlichen Exportartikel Israels. Fast die Hälfte des 216 000 ha umfassenden Kulturlandes muß künstlich bewässert werden. 80 Prozent von Grund und Boden sind Staatseigentum, der Rest Kleinbesitz.

den ich fragte, ob er nicht leide unter dem Fehlen von hundert Anregungen einer großen und kultivierten Stadt und unter den Beschränkungen eines sehr einfachen Lebens. »Wissen Sie«, sagte er nachdenklich zu mir, »es kann sein, daß es eine Überproduktion an Eiern gibt, und dann wird es mir noch viel schlechter gehen als jetzt. Aber eines ist sicher: auch wenn ich ganz arm werden sollte hier — niemand wird zu mir sagen: ›Du dreckiger Jude, du . . .‹ und das ist mir eine ganze Menge wert.« Wer einige Phantasie und einige Lebenserfahrung hat, kann sich eine ganze Welt von früher erlebten Demütigungen und das ganze Gefühl des Befreitseins ausmalen, die in diesen Worten liegen.

Das Auge nimmt sofort wahr, was hier geschaffen worden ist. Noch sieht es den größten Teil des Landes entweder als Wüste, als steinige Geröllhalde oder als verstepptes und ausgetrocknetes Feld. Aber immer häufiger sind die breiten Strecken zu sehen, in denen schon Bewässerungsbäche fließen und denen die Gunst der Sonne und der Winde reiche Frucht entlockt. Es gibt Täler, durch die man wie verzaubert fährt. Und wer das Glück hat, eines Abends auf der Terrasse des Hotels in sanfter Brise am Ufer des Sees Genezareth zu sitzen, vor sich die in der Dämmerung verblauenden Hügel und die sanfte Fläche des mondbeschienenen Sees, den überkommt jene Stimmung des von Schwermut überwehten Glücks, die so selten und so köstlich ist. Aber der Besucher weiß dabei, daß Hunderttausende von Israelis schwer schuften müssen, als Fischer am See Genezareth, in den Bewässerungskanälen, als Straßenbauer unten in der Wüste — überall im einst verwahrlosten und langsam einer neuen Blüte entgegengehenden Land. In Jahrzehnten werden in Israel wieder Milch und Honig fließen, aber bis dahin muß noch harte Arbeit geleistet werden, auf den Bauernhöfen, in den Werkstätten und in den einfachen und schmucklosen Ministerbüros und Ämtern, in denen man so viele hervorragende Köpfe findet.

Die merkwürdigsten, ergreifendsten, verwirrendsten Zeugnisse der israelischen Aufbauarbeit bleiben die Kibbuzim, jene Dorfsiedlungen besonderer, israelischer Art, in denen der Besucher sich so leicht verlegen und ratlos fühlt. Sie sind alle ganz anders als die vertraute westliche Welt, sie erscheinen ihm abstoßend und erhaben zugleich, er betrachtet ihr Leben immer von

neuem mit Neugierde, Bewunderung und Befremden.

Die frühen zionistischen Einwanderer haben sie gegründet. Sie müssen Menschen von einem naiven Idealismus und einem ursprünglichen Gemeinschaftssinn gewesen sein, wie wir ihn bei uns kaum kennen. Aber dieser Idealismus war wohl das einzige Mittel, mit dem man in einer fremden Umwelt die ersten Siege über die Verwahrlosung des Bodens und die Kargheit der Mittel und die Armut der Bevölkerung erringen konnte. Wenn man einige Tage in einem solchen Kibbuz gewesen ist, dann tauchen in einem die Erinnerungen an die Erzählungen von den Urchristen auf. Ungefähr so müssen sie gelebt haben; und wir wollen dabei daran denken, daß sie getaufte Juden waren. ›Alle aber, die gläubig waren, waren beieinander und hielten alle Dinge gemeinsam. Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele... Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte, und man gab einem jeglichen, was ihm not tat...‹ (Apostelgeschichte 2, 44—45 und 3, 32).

In diesen Kibbuzim leistet jeder so viel, wie er kann mit seinen Kräften des Körpers oder des Geistes, aber die Gemeinschaft gibt jedem, soviel er braucht und soviel sie selber hat, nicht soviel er ›verdient‹ hat. Sie sagt nicht: ›Du bist tüchtiger, du bekommst mehr‹, sondern sie sagt: ›Du bist tüchtiger, du mußt mehr leisten.‹ Die Mahlzeiten werden in riesigen Speisesälen gemeinsam eingenommen; jeder bekommt das gleiche Essen; und wenn es eine besonders teure und gute Speise gibt, so wird sie doch nicht zugeteilt, sondern jeder darf von ihr nehmen, soviel er will, und die Gemeinschaft verläßt sich darauf, daß jeder vernünftig ist und freiwillig maßhält. Kleidung bekommt man zugeteilt, und ebenso ein Taschengeld; aber es ist nicht eben hoch. Die Ehepaare haben ein Zimmer für sich, aber das ist auch das einzige, was ihnen an Absonderung gestattet wird. Die Kinder leben getrennt in Schulhäusern. Die Eltern dürfen sie wohl sehen und mit ihnen sprechen und mit ihnen spielen, aber die eigentliche Erziehung ist ihnen genommen. Das Ganze ist eine Vergewaltigung der menschlichen Natur, so wie wir sie kennen. Der Schiffbruch ist diesen Ideen vorherbestimmt, nicht wahr? Aber ich habe selten so viele fröhliche Menschen zusammen gesehen wie in den Kibbuzim. Oh, ich habe viele gefragt, den jungen kräftigen Mann, der als Knabe aus Elberfeld gekommen ist, die beiden wunderschönen Mädchen, frühere Studentinnen aus New York, die nun Kühe melken, und den Viehhändlerssohn aus Schwaben und den Schuster aus einem rumänischen Dorf. Ob sie nicht wieder zurück möchten, habe ich gefragt. Man war nicht böse, man hat mich nur milde ausgelacht: »Hier ist doch unsere Heimat...«

Freilich, etwas Wahres bleibt daran, daß die menschliche Natur in den Kibbuzim vergewaltigt wird. Und deshalb wird auch kein Besucher mehr ein neues Kibbuz sehen, weil nämlich keines mehr errichtet wird. Die Dörfer der Kibbuzim sind eine Schöpfung der ersten Generation von Einwanderern aus jener Zeit, die heute schon als legendär gilt.

Und damit rühren wir an eine der vielen inneren Schwierigkeiten dieses Staates. Die Zionisten waren eine Schar von Menschen, die aus der Glut des Glaubens und der Sehnsucht nach der Heimat ihrer Ahnen lebten. Sie haben recht eigentlich Israel begründet. Aber ihre Zahl würde nicht ausreichen, es zu erhalten. Das ist nur möglich dadurch, daß Hunderttausende auf der Flucht vor Hitler gekommen sind oder heute noch vor dem politischen

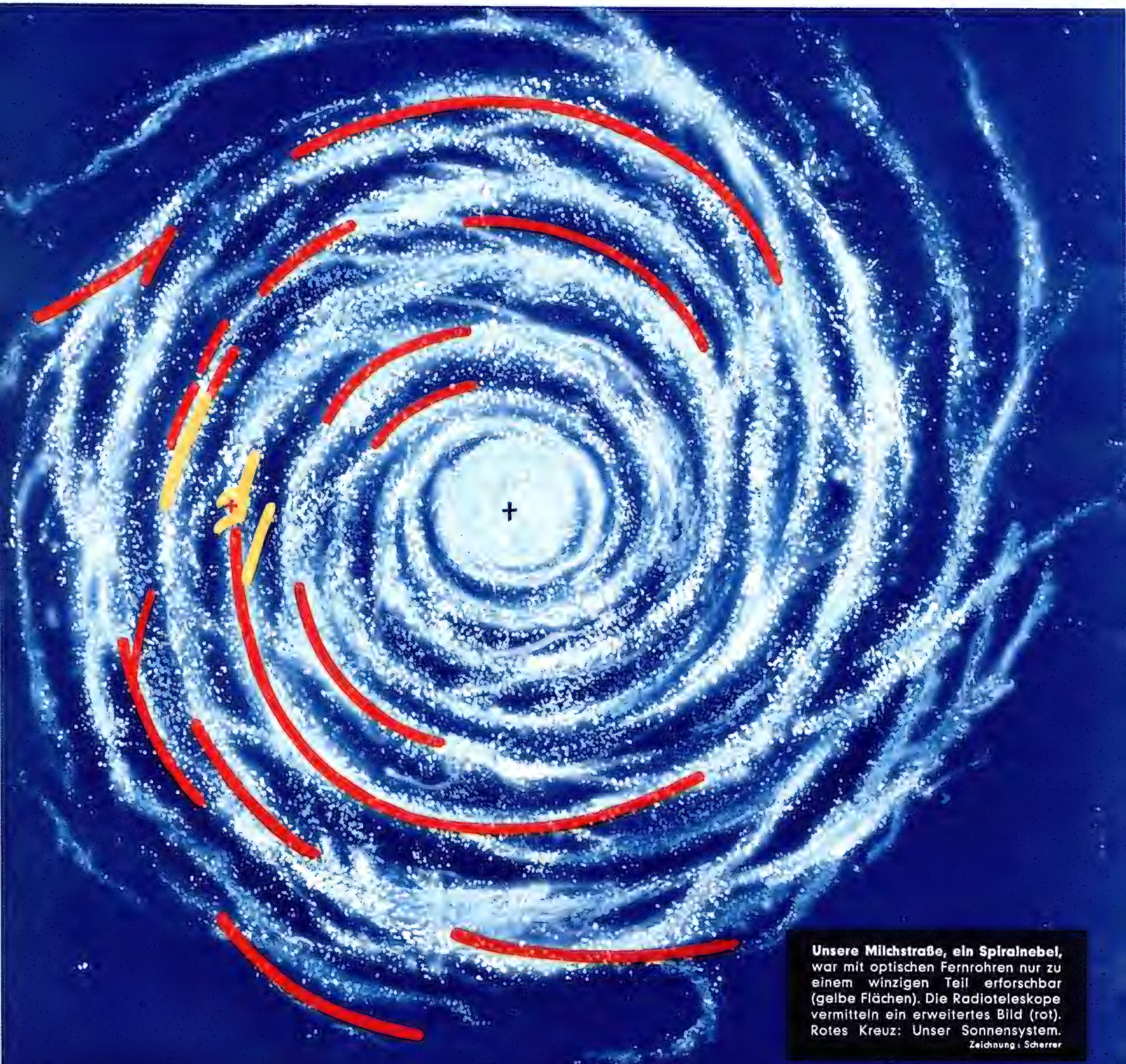
Fortsetzung Seite 64

◀ **Karneval in Tel Aviv.** Im März feiern die Israelis ihr ›Purim-Fest‹ mit bunten Umzügen durch die Straßen.

Sternsignale aus dem Weltraum

VON ARTHUR LANGE

Unsichtbare Funkzeichen aus dem Weltall geben wertvolle Bestätigungen für zwei bisher noch nicht bewiesene Theorien: für die Ausdehnung unseres Weltalls und für die sich drehende Spiralform unserer Milchstraße.



Unsere Milchstraße, ein Spiralnebel, war mit optischen Fernrohren nur zu einem winzigen Teil erforschbar (gelbe Flächen). Die Radioteleskope vermitteln ein erweitertes Bild (rot). Rotes Kreuz: Unser Sonnensystem. Zeichnung: Scherrer

Eine großartige Feststellung von Dr. A. E. Lilley und E. F. McClain auf dem Radio-Observatorium in Washington erfüllt die Astronomen mit großer Befriedigung. Mit dem 15-m-Radio-Teleskop bestätigten die beiden Wissenschaftler eine Beobachtung, die schon mit optischen Fernrohren gemacht worden war und seither zu heftigen Zweifeln geführt hatte. Die umstrittene ›Rot-Verschiebung‹ in dem Licht, das von den Spiralnebeln ausgeht, ist also kein Zeichen des Alterns oder der Ermüdung des Lichts auf dem langen Weg durch den mit Staub und Gasen erfüllten Raum. Die radio-astronomischen Beobachtungen von Lilley und McClain beweisen klar, daß die Sternenwolken im Weltall explosiv auseinanderjagen. Die Spiralnebel bewegen sich alle von uns und voneinander weg, und je weiter sie entfernt sind, um so schneller bewegen sie sich. Das wachsende Universum, seit Jahren das große Fragezeichen unseres astronomischen Weltbildes, ist also eine Tatsache. Wir müssen uns damit abfinden, daß das Weltall räumlich wächst, daß der Raum um uns ständig leerer wird.

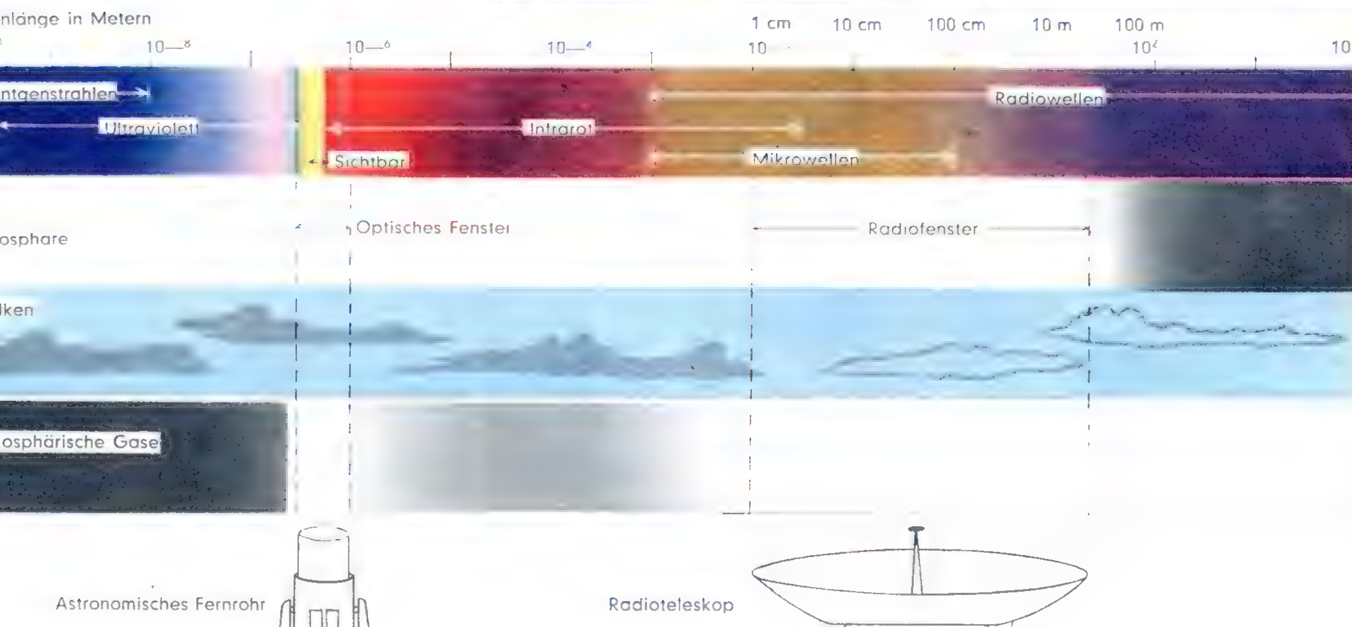
Diese Entdeckung ist ein neuer Triumph der Radio-Astronomie. Dabei ist diese Wissenschaft erst knapp zwei Jahrzehnte alt. Sie hat uns in wenigen Jahren einen neuen Himmel erschlossen, uns Vorgänge enthüllt, von denen wir mit optischen Methoden nie etwas erfahren hätten.

Das Fenster ins Weltall, das durch die Radio-Astronomie aufgestoßen wurde, ist viel breiter als das, das durch die optische Astronomie vor rund 350 Jahren geöffnet wurde. Das optische Fenster in den Sternenraum, das über die Lichtstärke und Vergrößerung der Fernrohre hinwegreicht bis in das Gebiet der fotografisch wahrnehmbaren kurzen ultravioletten und langen infraroten Strahlen, hat eine Breite, die den Wellenlängenbereich von etwa 0,3 bis 1 millionstel Millimeter umfaßt. Die Radiostrahlung dagegen reicht von 1 Millimeter bis 100 Meter. Ein Bereich allerdings, der zur Zeit noch nicht voll erforschbar ist, da ein Teil dieser Radiostrahlung von der Erdatmosphäre völlig absorbiert, das heißt aufgesaugt wird, so daß er gar nicht bis zur Erdoberfläche gelangt. Aber wenn einmal von außerirdischen Satelliten aus der Sternenraum auf Signale hin abgelauscht werden kann, dann kann man mit den Radio-Teleskopen auch diese Wellen untersuchen und ihre Geheimnisse enthüllen. Der Ruhm, Entdecker der Funksprache des Alls zu sein, gebührt dem größten Helfer aller Forscher, dem Zufall. In den Jahren 1930/32 machte der wissenschaftliche Mitarbeiter der amerikanischen ›Bell Telephone Laboratories‹, der Radioingenieur K. G. Jansky, mit einem

Fortsetzung nächste Seite

Foto: Telefunken/Rö

Das Radio-Teleskop auf dem Stokkert (Münstereifel). Ein stählernes Riesenohr, das auf die Funkzeichen aus dem All lauscht und die Rätsel ferner Welten löst.



Nachrichten aus dem Weltall in Form von sichtbarem Licht und unsichtbaren Wellen erreichen die Erde, soweit sie nicht von der Ionosphäre, den Wolken oder atmosphärischen Gasen ›abgefangen‹ werden. Bis vor kurzem vermochte der Mensch nur durch das ›optische Fenster‹ ins All zu blicken. Nur was als sichtbares Licht in seine Fernrohre fiel, gab ihm Aufschluß über die Sternwelten. Aber Sterne senden nicht nur sichtbares Licht aus. Auch unsichtbare Funkwellen kommen zu uns. Sie fallen durch das ›Radio-Fenster‹ in unsere riesigen Radio-Teleskope. Zeichnung: Scherrer

Sternsignale aus dem Weltraum

Fortsetzung von Seite 55

auf eine Wellenlänge von 15 m abgestimmten Empfänger und einer Richtantenne Untersuchungen über elektrische Wellen, die von Gewittern erzeugt werden und stets recht ärgerliche Störungen beim Rundfunkempfang hervorrufen. Im Verlaufe seiner Versuche mußte er mit Erstaunen feststellen, daß schwache, aber deutliche Störungen im Kurzwellengebiet auch dann auftraten, wenn weit und breit keine Gewitter gemeldet waren. Wie er mit seiner Richtantenne deutlich zeigen konnte, traten diese Störungszeichen immer am stärksten auf, wenn die Antenne auf die Milchstraße gerichtet war.

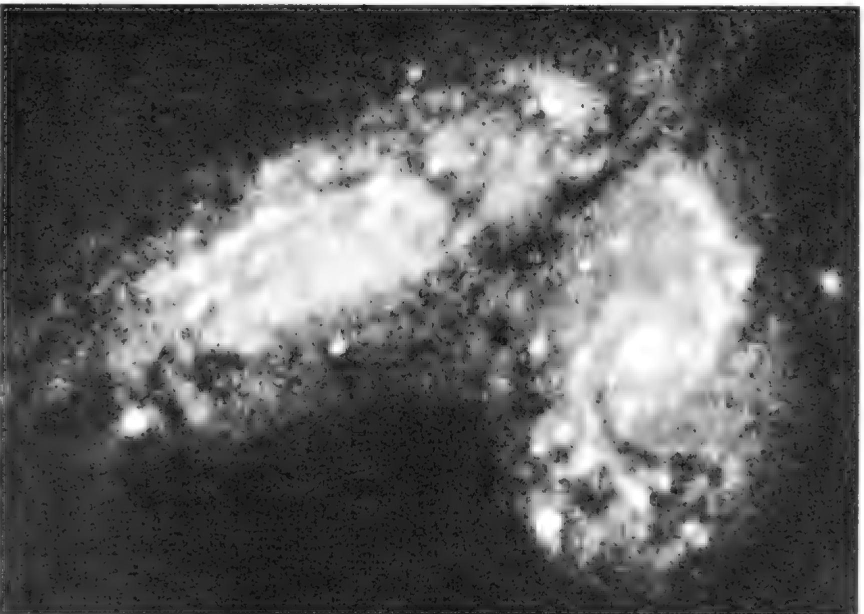
Phantasiebegabte Zeitgenossen waren damals um eine Deutung dieser Funksignale nicht verlegen. Sie waren überzeugt, daß es sich um den Versuch fremder Planetenbewohner handelte, mit den Menschen auf der Erde Verbindung aufzunehmen. Aber das waren utopische Vorstellungen. Bei den riesigen Entfernungen zwischen der Erde und den anderen Planeten müßte es sich um so gewaltige Sender handeln, daß ihr Bau selbst geistig hochentwickelten Mars- oder Jupiterwesen nicht zugetraut werden kann. Man denke sich einmal die Kraftwerke der gesamten Erde zu einem globalen Netz zusammengeschlossen und alle ihre elektrische Energie in einer großen Kurzwellenstation auf einmal zur Ausstrahlung gebracht: diese Strahlungsmenge müßte man mit vielen, vielen Millionen multiplizieren, um auf die Energie zu kommen, die jene fern im Weltraum befindlichen unsichtbaren Sender ausstrahlen.

Andere, die romantischer veranlagt waren, nahmen an, daß Jansky die Sphärenklänge entdeckt hatte. Im Altertum glaubte man, daß der gestirnte Himmel aus rotierenden durchsichtigen und unsichtbaren Kristallsphären aufgebaut sei. Jede Sphäre dachte man sich umgeben von einer größeren, die mit anderer Geschwindigkeit rotierte. Die gleitende Bewegung dieser Sphären umeinander erzeuge eine Musik, die freilich nur von jenen, die in den Gefilden der Seligen lebten, gehört werden konnte. Es war der Traum vieler Menschen, diese Sphärenklänge einmal zu hören. Aber obwohl die von Jansky entdeckten Radioklänge aus dem Weltall kommen, klingen sie sehr wenig himmlisch. Der Schweizer Sonnenforscher Prof. Waldmeier sagt in seinem Buch ›Radiowellen aus dem Weltall‹, daß diese Musik zu der Art gehöre, von der Wilhelm Busch sagt: »Musik wird störend oft empfunden, weil stets sie mit Geräusch verbunden.« Dieses kosmische Rauschen aus dem Weltall, fährt Waldmeier fort, wird nicht durch harmonisch gleitende Kristallsphären, sondern durch den Tanz von Atomen erzeugt. Es

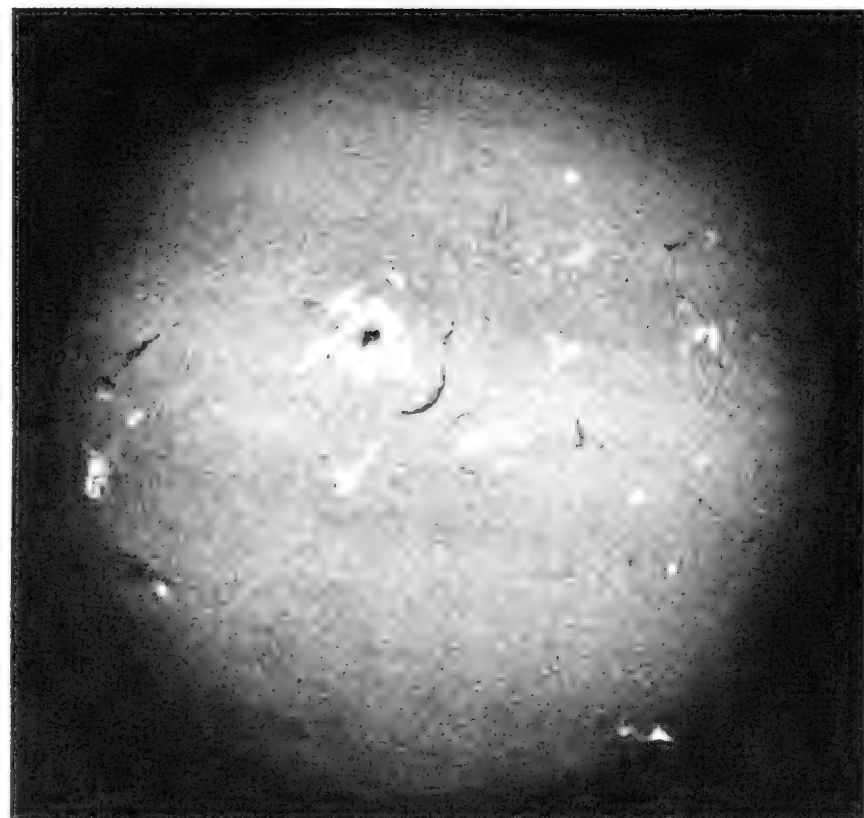


Fotos: Lange

Auf dem Jupiter toben Gewitter. Elektrische Wellen, von den Richtantennen der Radio-Teleskope empfangen, deuten auf Blitzentladungen in der Jupiter-Atmosphäre hin. Diese Gewitter müssen viel heftiger sein als auf der Erde.



Eine kosmische Katastrophe von ungeheurem Ausmaß spielt sich im Sternbild ›Schwan‹ ab. Zwei Spiralnebel, jeder bestehend aus Milliarden Sonnen, stoßen zusammen! Der Ort dieses Dramas ist eine andere Radio-Quelle.



Die Sonne als Radiosender. Auch unser Tagesgestirn ist den Radio-Astronomen als Quelle von Funksignalen bekannt. Von kurzwelligen Röntgen- bis zu langwelligen Wärmestrahlen strahlt sie verschiedenste Wellenlängen aus.

klingt wie das Flüstern Tausender von Stimmen oder wie das Rauschen in einem Radiogerät, wenn ein Gewitter herannaht.

Zwar kam schon Jansky dahinter, daß die Strahlungsquelle die tägliche Bewegung des Himmels mitmachte, eine Erklärung fand man jedoch nicht. Sie zu finden blieb einem jungen holländischen Studenten der Physik vorbehalten. Er hieß H. C. van der Hulst. Im April 1945 hielt er in der Universität von Leiden einen Vortrag. Er sagte nichts anderes, als daß die Wasserstoffatome auf der Erde und im Weltall unaufhörlich einen vibrierenden Tanz ausführen. Dieser Tanz der Wasserstoffatome, so behauptete der junge Student, sei völlig rhythmisch, er habe eine konstante Wellenlänge von 21 Zentimetern und sei mit empfindlichen Geräten meßbar.

Tatsächlich sind der Entdeckung des Ingenieurs Jansky schnell weitere, sehr aufschlußreiche Entdeckungen gefolgt. Einwandfrei wurde festgestellt, daß allein die Sonne nicht weniger als drei Arten von Radiostrahlung aussendet, nämlich einmal vom gesamten Sonnenball, zum andern aus den Sonnenfleckenzentren und drittens von den glühenden Materiemassen, die bei Eruptionen ins Weltall hinausgeschleudert werden. Auch von den Planeten, vom Mars, von der Venus, vom Jupiter und Saturn hat man wichtige Radiobotschaften empfangen. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß auch auf anderen Planeten Wetterunruhen toben, daß gelegentlich Gewitter stattfinden und Blitze die Atmosphäre dieser Weltkörper aufhellen. Das Merkwürdigste ist, daß die stärkste Radiostrahlung aus dem Weltraum von Stellen kommt, wo gar kein sichtbarer Stern steht, aus Gebieten des Alls, die Millionen Lichtjahre von uns entfernt sind. Einer dieser weltfernen kosmischen Sender steht ausgerechnet an der Stelle, wo vor rund 900 Jahren chinesische Astronomen mit bloßem Auge einen neuen Stern entdeckten. Er flammte auf und war einige Wochen so hell, daß er auch am Tage zu sehen war. Dann wurde er dunkler und dunkler, und eines Tages war er wieder unter der Millionenschar der Sterne verschwunden. Man vergaß diese Entdeckungen völlig, bis man Jahre nach der Erfindung des Fernrohrs an dem gleichen Ort einen Nebel entdeckte, den ›Krebs-Nebel‹ im Sternbild Stier. Dank der Radio-Astronomie weiß man nun, daß damals eine Explosion einen gleißenden Lichtstern in eine trübe, dunstige Gaswolke verwandelt hat, daß diese Gasmassen durch das Weltall treiben und daß die Explosion die Gasteilchen in eine solche Bewegung gesetzt hat, daß die Schwingungen bei uns als Funkwellen gehört werden können. Es sind sozusagen die ›SOS-Signale‹ einer Sternenkatastrophe.

Zusammenstoß im All

Nicht weniger bedeutsam wie all dies ist die radio-astronomische Feststellung, daß die Milchstraßenwolke genau solche Spiralnebelkonstruktur hat wie der Andromedanebel oder der Spiralnebel im Großen Bären, und daß sie wie ein rotierendes Feuerrad durch das Weltall fliegt. Vorher wußten wir von der Spiralnebel-Form unserer Milchstraße wenig, da die ausgedehnten Gas- und Staubmassen einen tieferen Einblick verwehrten. Die unsichtbare Radiostrahlung der Wasserstoffatome in den Gas- und Staubmassen haben uns aber verraten, daß unsere Sonne und die Planeten rund 27 000 Lichtjahre vom Mittelpunkt unserer Milchstraße entfernt ist und daß wir dieses Zentrum mit einer Geschwindigkeit von 216 Kilometer in der Sekunde in 230 Millionen Jahren einmal umkreisen.

Eine radio-astronomische Sensation ist die Entdeckung einiger besonders starker Radioquellen im Sternbild Schwan. Der deutsche Astronom Professor Dr. Walter Baade, der mit dem 5-Meter-Teleskop des Mount-Wilson-Observatoriums den Ort der lebhaftesten Radiostrahlung im Schwan fotografierte, stellte auf dem Foto fest, daß dort zwei Milchstraßensysteme in Kollision geraten sind. Für uns nicht gefährlich und beunruhigend, denn diese beiden Spiralnebel sind rund 300 Millionen Lichtjahre von uns entfernt. Auch für die Sonnensterne in diesen Milchstraßenwolken ist die Gefahr anscheinend nicht sehr groß, denn bisher konnte kein Zeichen für einen Zusammenstoß zweier Sonnen entdeckt werden. Die Sterne in diesen Spiralnebeln durchdringen einander wie zwei lockere Mückenschwärme. Aber die Nebel- und Staubmaterie der beiden Systeme stößt anscheinend mit voller Wucht aufeinander, so daß die Wasserstoffteilchen sich lebhafter bewegen und starke Radiowellen ausstrahlen.

Betäubende Giftpfeile

Ein Bildbericht aus dem südamerikanischen Urwald / VON KURT SEVERIN



»Du kannst ein Blasrohr nicht einmal halten«, sagte der Häuptling, und die Indianer lachten. Der Häuptling zeigte unserem Mitarbeiter an dessen eigenem Rohr, wie man es richtig hält: mit beiden Händen dicht am Mundstück.

Die Rätsel der Pfeilgifte sind noch längst nicht gelöst. Curare zwar, das wichtigste Pfeilgift, wurde untersucht und spielt heute eine große Rolle in der Chirurgie, um die Muskeln zu entspannen. Im Urwald Perus jedoch spürte unser Mitarbeiter Kurt Severin ein geheimnisvolles Pfeilgift auf, das seine Opfer nicht tötet, sondern sie nur betäubt.

Der Häuptling rollte ein Stück Kapokwolle über das Ende eines Pfeiles und steckte ihn in das über zweieinhalb Meter lange Blasrohr. Er stellte das Rohr senkrecht auf seinen Mund, hielt es mit beiden Händen dicht am Mundstück fest und ließ es dann langsam niedersinken, bis es fast waagerecht lag. Dann blies er hinein.

Am anderen Ufer des Flusses, etwa 50 m entfernt, hob ein großes Was-



Pfeile werden vergiftet. Links ein Holzpfeil, rechts Stahlpfeile, mit denen die Indianer überlistet wurden.



›Chiefie‹, der Häuptling, ist der beste Blasrohrschütze und ›Waffenmeister‹ seines Stammes. Von ihm wollte Kurt Severin das Geheimnis des betäubenden Pfeilgiftes erfahren.



So bewahren die Indianer ihre Pfeile auf. Sie binden sie zu einer Art Matte zusammen, die beim Jagdzug zusammengerollt und in einen Köcher gesteckt wird.

serschwein überrascht seinen Kopf, stand einen Augenblick wie gelähmt und fiel dann schwer zu Boden.

Dieses Schauspiel war nichts Neues für mich. Trotzdem bewunderte ich den Schuß laut. Ich wollte dem Indianer schmeicheln, um sein Freund zu werden, um ihm ein Geheimnis des Dschungels zu entlocken.

Den richtigen Namen des Häuptlings konnte ich nicht aussprechen, so nannte ich ihn ›Chiefie‹ (engl.: kleiner Häuptling). Dieser Häuptling einer Yagua-Siedlung am Atacuari-Fluß im äußersten Winkel von Peru hatte ein immer fröhliches Gesicht, seine Zähne waren abgefeilt, er trug ein kurzes Hula-Röckchen und war am ganzen Körper rot-orange bemalt. Er ähnelte eher einem Spaßmacher als einem Krieger, aber er war ein großartiger Blasrohr-Schütze.

Was ihn für mich so anziehend machte, war seine Stellung als Waffenmeister. Er bereitete das Pfeilgift, und zwar eine besondere Art, deren Geheimnis ich lösen wollte: ein Gift, welches das getroffene Opfer bewegungsunfähig macht. Es fällt in eine Körperstarre, aus der es sich nach einiger Zeit ohne Schaden erholt.

Die Zubereitung der Pfeilgifte gehört zu den größten Geheimnissen eines Stammes. Kein Wunder, daß Chiefie, wann immer ich ihn daraufhin ansprach, auswich. Ich mußte ihn überlisten, wenn ich die Zusammensetzung des Gifts herausbekommen wollte, und überlegte mir einen Plan.

Ich behauptete, daß unsere Freundschaft davon abhinge, ob er mich auf eine Jaguar-Jagd mitnähme. »Wir essen keine Jaguare«, sagte Chiefie zuerst, und als ich ihm erklärte, daß ich welche lebend fangen und dazu mit seinem Spezialgift betäuben

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 59



Vom Pfeil getroffen fällt der Jaguar vom Baum. Das Gift hat in wenigen Sekunden gewirkt. Wie tot liegt das Tier am Boden. Aber es ist nur betäubt.

wollte, sah er auf mein Blasrohr, das ich mir mitgebracht hatte und das viel kleiner und leichter als das der Indianer war, und wandte dann ein: »Du kannst mit deinem Blasrohr gar keine Jaguare schießen, es ist viel zu klein dazu. Für einen Jaguar brauchst du ein großes Rohr, und das kannst du noch nicht einmal halten.«

Das war leider wahr. Ich hatte verschiedentlich versucht, sein Rohr in der üblichen Weise waagerecht zu halten, mit beiden Händen in der Nähe des Mundstücks. Aber ich hatte es nicht geschafft. Zum Glück interessierte sich Chiefie für meine Pfeile. Die waren nicht wie seine aus Holz, sondern aus Stahl, und wenn man sie in einen Baum schoß, ließen sie sich unbeschädigt herausziehen, Chiefies Holzpfeile aber nicht. Ich führte diesen Effekt beredsam vor. Chiefie erklärte sich schließlich bereit, mit mir auf Jaguar-Jagd zu gehen.

Spät am Nachmittag wurde das Gift für die Jaguar-Jagd zubereitet. Erst als die Pfeile damit versehen wurden, durfte ich kommen. Ich zog meine vier Stahlpfeile hervor, und ihre Spitzen wurden mit der zähen Masse bestrichen.

Am nächsten Morgen brachen wir auf. Nachdem wir eine Weile durch den Urwald gegangen waren, teilten wir uns. Der Häuptling und zwei seiner Jäger gingen geradeaus weiter, während wir anderen — zwei weitere Eingeborene und ich — nach links abbogen. Anscheinend machten wir ein Umgehungsmanöver, und aus der angespannten Aufmerksamkeit der Männer schloß ich, daß wir nun dicht an dem Platz waren, wo der Jaguar am vorhergehenden Tage gesehen worden war. Da sah ich in einiger Entfernung Chiefie sein Rohr heben. Er richtete die Spitze auf einen Baumgipfel. Die Indianer standen unbeweglich, voller Erwartung. Plötzlich hörten wir ein Krachen in den Ästen. Etwas Großes, Schweres fiel zu Boden: der Jaguar. Die Aufregung der Indianer hatte auch mich ergriffen, bis ich erkannte, daß man mich um eine Chance gebracht hatte. Ich war enttäuscht und ärgerlich und brachte durch Rufe und Gesten zum Ausdruck, daß ich erwartet hätte, den Schuß zu machen. »Der Jaguar war viel zu groß für dein kurzes Rohr und deine kleinen Pfeile«, sagte Chiefie, der zu uns gekommen war, »ich mußte Mama erst schießen, damit du den Kleinen schießen kannst, verstehst du?« Er zog mich zu dem Baum, auf dem die Jaguare überrascht worden waren. Ein Jungtier wollte gerade in den äußersten Gipfel des Baumes klettern. Ich setzte das Rohr an und blies hinein. Der Pfeil verschwand, doch der Jaguar kletterte weiter. Ich steckte einen zweiten Pfeil in das Rohr. Diesmal traf ich. Der kleine Jaguar quiekte und versuchte weiterzuklettern, aber irgend etwas schien ihn zu behindern. Dann ging ein Zittern durch seinen Körper, und wenige Sekunden später fiel das Tier herab.

Wir nahmen den Kleinen mit. Er erholte sich schnell im Dorf, und ich schenkte ihn später einem Zoo in Florida.

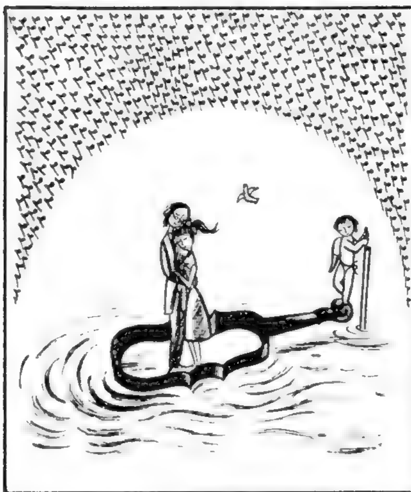
Über die beiden übriggebliebenen Pfeile wurde nicht mehr gesprochen. Die Yaguas hatten anscheinend vergessen, daß ich an zwei Pfeilen noch Proben ihres Giftes hatte.

Ich fuhr bald ab. Stolz kratzte ich in Bogota die Substanz von meinen Pfeilspitzen und brachte sie in ein chemisches Labor zur Untersuchung.

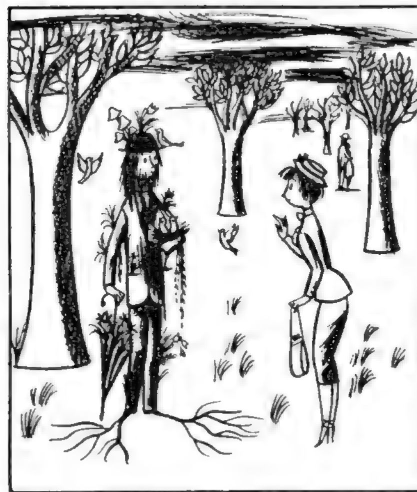
Das Ergebnis war vernichtend. Was ich mitgebracht hatte, war eine Mischung von Honig und Gummi, in der nicht die geringste Spur eines Giftes zu finden war. Chiefie und ich hatten uns gegenseitig überlistet, aber Chiefies Trick war der bessere gewesen. Wie er es angestellt hat, sein Pfeilgift-Geheimnis zu retten, weiß ich nicht.



Wenige Stunden später hat sich der Jaguar erholt und spielt mit einem Tapir, den die Indianer auch mit ihrem betäubenden Gift gefangen haben.



»Oh, wie mich diese Musik entführt!«



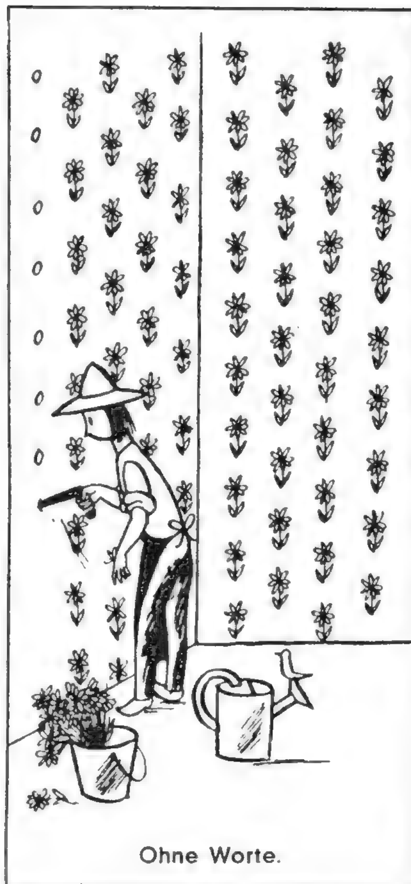
»Wartest du schon lange, Liebling?«

Verzauberte Welt

Gezeichnet von Peynet



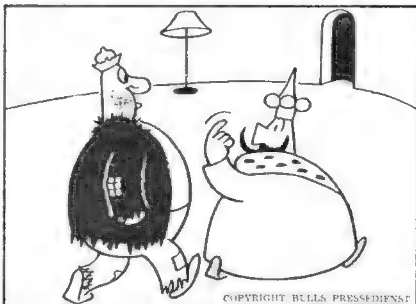
Ohne Worte.

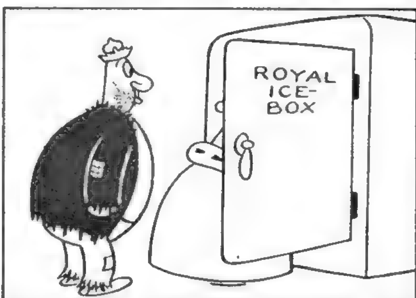


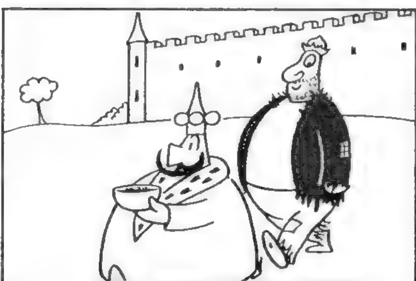
Ohne Worte.

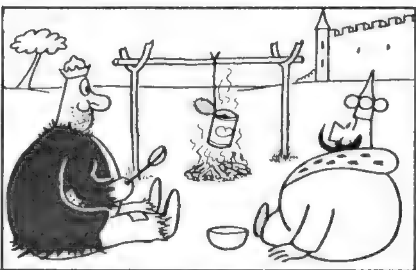












Nehmen Sie das nicht ernst

Peinliche Entdeckung

Der berühmte Afrikaforscher näherte sich mit seiner Expedition dem Negerdorf im Urwald.

Dumpfe Trommel - Signale hatten die weißen Männer auf ihrer langen Reise begleitet. Sie wußten sich im Herzen des schwarzen Erdteils, wo er noch unberührt ist.

Der Stammeshäuptling empfing die Fremden vor seiner Palmenhütte mit Würde.

»Ich komme von jenseits des großen Sonnenaufgangs und dem Vater aller weißen Männer«, begann der Forscher seine wohlgeformte Rede. Währenddessen breiteten die Träger die Geschenke vor dem Häuptling aus. Darunter einen Fernsehapparat neuester Bauart.

Gerade wollte der Forscher die Geschenke anpreisen, da rief der Häuptling barsch aus: »Wann werdet ihr endlich einmal etwas Vernünftiges im Fernsehen bringen und nicht immer diesen Dschungelquatsch? Darüber lacht bei mir sogar der letzte Menschenfresser!« Ju.

Zehn Jahre Israel

Fortsetzung von Seite 53

und gesellschaftlichen Antisemitismus aus anderen Ländern fliehen. Ihr Beweggrund zur Ansiedlung heißt nicht Sehnsucht nach Zion, sondern Furcht und das Bedürfnis nach Schutz bei den Brüdern. Sie wissen auch mit der Idee des Kibbuz nichts Rechtes anzufangen, sie sind zu sehr in anderen Vorstellungen aufgewachsen. So gründen sie Bauerndörfer (oder Fabriken), in denen wohl die genossenschaftliche Idee lebendig ist, aber nicht mehr jene Bereitschaft, freiwillig und fröhlich mit dem ganzen Leben aufzugehen in der Gemeinschaft.

Aber der Besucher glaubt sehr bald daran, daß Neuankömmlinge, Flüchtlinge und Zionisten zusammenwachsen. Das Bindeglied ist die hebräische Sprache. Welch eine verrückte Idee, eine Sprache zur Amts- und Umgangssprache zu machen, die in Europa oder in Amerika nur von wenigen Juden verstanden wird, kaum von Rabbinern! Auch gute Freunde der Zionisten haben vor diesem Aufstand gegen die Vernunft gewarnt, sie haben prophezeit, der Wille zur Neubelebung des Hebräischen werde in der Lächerlichkeit untergehen. Aber den zwei Millionen Israelis ist diese Sprache beinahe eine Selbstverständlichkeit geworden, und ihren Kindern ist sie so natürlich wie einst David und Salomo. Die ganze Gründungsgeschichte des Staates Israel ist ja ein einziger Aufstand gegen die Vernunft; eigentlich hätte er gar nicht gelingen dürfen; aber er ist gelungen.

Und mit dem Hebräischen wird nun die zweite mächtige Klammer um alle die Menschen so unendlich verschiedener Herkunft wirksam: die Bibel, das Alte Testament. Es gibt kein anderes Volk der Erde, für das ein jahrtausendealtes Buch zugleich Quelle der Religion und des Volkstums und der nationalen Geschichte wäre. Wenn die jungen Israelis von Abraham und Isaak und Jakob, von David und Salomo lesen, dann sehen sie das Land vor sich, in dem dies alles spielt, es ist das Land, in dem sie arbeiten, in dem sie aufwachsen, in dem sie lernen, heiraten, Kinder zeugen und eines Tages sterben werden.

Noch versteht man Deutsch

In dreißig Jahren wird hier jedermann Hebräisch sprechen, die Gebildeten wohl noch Englisch dazu. Noch bin ich fast überall mit Deutsch durchgekommen, noch habe ich in Rechtsanwaltbüros und Ärztezimmern und Siedlerhäusern Goethe und Thomas Mann und Musil in schönen und vielgelesenen Büchern auf den Tischen gesehen. Aber das schwindet dahin. Welch ein Verlust für unser Volk — der wievielte in den letzten Jahrhunderten! Der Minister, der ein früherer Kollege von mir aus der ›Frankfurter Zeitung‹ war, sprach von Deutschland mit einer Wehmut, die den Verlust bedauert, die aber weiß, daß alles schon ferngerückt und unwiederbringlich ist. Der Bauer in dem galiläischen Dorfe zeigte mir noch das Eiserne Kreuz und das Verwundetenabzeichen aus dem ersten Weltkrieg; aber er blickte schon darauf wie auf Zeugnisse einer fernen Zeit.

Es ist sehr oft von der geistigen Verwandtschaft zwischen Deutschen und Juden gesprochen worden. Sie wurde mir bei meinem Besuch mehr als einmal klar. Ich will hier nur von zwei Beispielen erzählen, einem etwas banalen und einem vielleicht doch in die Tiefe reichenden Gespräch. Das eine Mal war es, als ich mich mit einem Obersten aus dem Generalstab unterhielt und als er mir erzählte, wie die Haganah (die Verteidigungsarmee) unter den Augen der Engländer und der Araber aufgebaut worden war, mit einem Gemisch von Offenheit und hintergründiger Absicht, und wie ich erstaunt ausrief »Aber das war ganz wie bei Scharnhorst!« und wie er mir mit gelassener Ruhe erwiderte: »Daran haben wir auch gedacht...«

Und das andere Mal war es, als ich mit einem Manne des Auswärtigen Amtes über das Inseldasein dieses Volkes inmitten der Flut des anrollenden arabischen Hasses sprach. Sein stilles Gesicht belebte sich, er sprach mit verhaltener Leidenschaft. Er sah die Möglichkeit vor Augen, daß Israel in dieser Flut untergehen könne. Dann, so sagte er, werde für die Juden keine Hoffnung mehr sein in der Welt, aber dann würden sie in ihre Katastrophe auch die Umwelt mit hineinziehen, dann werde in einem ungeheuren Aufbäumen ihrer letzten Kraft ein Fanal noch für ferne Zeiten errichtet werden, daß jedermann wisse, wie Juda zum zweiten Male und endgültig untergegangen sei... So mögen die Goten am laktarischen Berge gesprochen haben, als sie ihre letzte Schlacht vor ihrem Untergange schlugen, so mögen die Asen gesprochen haben, als sie die Götterdämmerung vor sich sahen.

Eine neue Gefahr droht

Die Juden, wenigstens die weisen und die nachdenklichen, wissen, in welcher Gefahr sie immer noch schweben. Vielleicht wird die Erinnerung an ihre düstere Tapferkeit genügen, zusammen mit der Autorität der Vereinten Nationen, die Bedrohung fernzuhalten, bis die Araber sich daran gewöhnt haben, daß in ihrer Mitte ein anderes kleines Volk wohnt.

Aber von einer anderen Gefahr spricht kaum jemand, weil sie an die Wurzel des jüdischen Verfolgtseins rührt. Noch immer wächst die Bevölkerungszahl, noch immer strömen neue Einwanderer ins Land. Aber es sind nicht mehr die vertrauten Gesichtszüge der Juden aus Deutschland, England, Polen, Rußland, Amerika, denen man an den Flugplätzen und auf den Schiffen begegnet.

Nur wenige kommen noch aus den alten Ländern des Zionismus. Ein Rechtsanwalt aus New York oder ein Warenhausbesitzer aus London gibt diese Existenz kaum auf, da in ihren Ländern kein Hitler zu sehen ist. Aber nun kommen sie aus Tunis und Marokko, aus dem Jemen und aus Saudisch-Arabien, aus Ägypten und Syrien, Flüchtlinge und Vertriebene, fast alle arm und unwissend ... und viele von ihnen wohl Juden dem Glauben, aber nicht der Rasse nach. Es ist für einen Juden fast unmöglich zuzugeben, daß auch dies wichtig ist. Er glaubt zu leicht, er erkenne die Rassentheorie Hitlers damit an. Aber der entsetzliche Mißbrauch, den das Dritte Reich mit der Rassenlehre getrieben hat, ändert doch nichts daran, daß ein Neger kein Weißer ist. Wessen Familie aber seit zweitausend Jahren zwischen Berbern in Afrika gelebt hat, der trägt oft genug andere Merkmale des Körpers und des Denkens mit sich als ein Jude, dessen Vorfahren vor tausend Jahren nach Bologna oder Köln eingewandert sind.

Und die Zahl dieser afrikanisch-asiatischen Juden wächst und wächst. Noch leben sie in ihren Neusiedler-Dörfern, noch sind sie der Leitung durch die Juden der alten Länder bedürftig, aber ihre Söhne werden Schlosser werden oder studieren, sie werden Abgeordnete und Minister sein — und wie wird Israel dann aussehen? Wird es noch das Israel sein, von dem Theodor Herzl und Chaim Waizmann träumten?

Hier steigt ein gewaltiges Problem herauf, bei dem wir anderen den Juden nicht helfen können. Sie müssen es ganz allein bewältigen. Uns bleibt nur der starke und innige Wunsch, ihnen möchte auch dieses schwere Unterfangen gelingen, damit dies schwergeprüfte Volk endlich Ruhe und Frieden finde.

DARAN GLAUBE ICH

Mary Lavater-Sloman

Woran ich glaube? Darf ich es aussprechen, ohne als eine Phantastin verlacht zu werden, die sentimentale Unwahrheiten verbreitet, wenn ich behaupte: Wir stehen vor einer großen, befreienden Zukunft?

Ich glaube an einen beglückenden Aufstieg, weil uns der Blick zurück in die historische Vergangenheit lehrt, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts in Wogen auf und nieder geht. Auf Zeiten der Verrohung, des scheinbaren Zurücksinkens, des Kampfes aller gegen alle, folgt eine Zeit des ethischen Aufschwungs, neuer Erkenntnisse, neuen Fortschritts in jeder Richtung.

Um ein Beispiel zu nennen: Das klassische Altertum, abgelöst von der Roheit und Unwissenheit barbarischer Völkerstämme, das Aufblühen dieser zu den edlen, verfeinerten Sitten des hohen Mittelalters und wieder ein Abstieg: Aberglaube, Hexen- und Ketzerverbrennung, Raubrittertum und Verarmung, eine Dunkelheit, aus der jedoch die Sonne der Renaissance emporsteigen sollte.

Es wäre verlockend, die Wellenkämme und Wellentäler, den Tag und die Nacht unserer Menschheitsgeschichte nachzuzeichnen. Aber schauen wir nur auf das Wellental, von dem so viele von uns glauben, daß es uns verschlingen wird, weil Dichter und Maler, Pädagogen und Politiker nicht müde werden, uns den Trieb zur Selbstvernichtung, die ganze Verdüsterung unserer Epoche, als Schreckgespenst vor Augen zu führen.

Ja, unsere Zeit hat schwer gefehlt gegen den Geist der Güte, der Versöhnlichkeit, der ruhigen Vertiefung in das Schöne. Aber schon steigt die junge Generation wie auf Stufen aufwärts; daß sie eine helle, beglückende Ethik sucht, und doch von dem Glauben geleitet, ja, getrieben wird, daß Vernichtung in Aufbau, Angst in Vertrauen, Feindschaft in Verstehen und rivalisierende Forschung in weltverbindende Erkenntnis umschlagen muß.

Deshalb ist mein Glaube in die unausrottbare Vernunft im Menschen stärker denn je, und ich glaube an die Grundkräfte der Güte, die immer wieder mit Frühlingsgewalt eine winterrauhe Oberfläche zu durchbrechen vermögen.

Mary Lavater-Sloman



Foto: Rosemarie Clausen

Mary Lavater-Sloman ist Schriftstellerin. In ihrem hoch über dem Lago Maggiore gelegenen Haus in Ascona schreibt sie Biographien, Romane und Kurzgeschichten. Ihre Bücher ›Katharina und die russische Seele‹, ›Lukrezia Borgia und ihr Schatten‹ und das neueste Werk ›Herrin der Meere‹, eine Biographie Elisabeth I., Königin von England, gehören in der Schweiz zu den ›Bestsellern‹. Die heute 66 Jahre alte Autorin mit den lebendigen Augen kam in Hamburg zur Welt. Dort besuchte sie zunächst ein privates Mädchen-Lyzeum, dann lebte sie bis 1912 in Petersburg. Hier lernte sie ihren Mann, den Schweizer Ingenieur Emile Lavater, kennen. Er ist der Urgroßneffe des Goethefreundes und Begründers der Physiognomik Johann Kaspar Lavater. Mit ihrem Mann siedelte Mary nach Moskau über und floh von dort bei Ausbruch der Revolution in die Schweiz. Hier fand sie Zeit für historische und literarische Studien, die sie seit ihrer Jugend liebte, und hier begann sie zu schreiben. Mary Lavater-Sloman hat vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungen. Sie ist Mitglied des PEN-Clubs. Ihr wurden der Schweizer Schiller-Preis und der Literatur-Preis der Stadt Zürich verliehen. *v. z. M.*

Ich lebte mit einem Seehund

Schreckensschrei

Unsere Tagebuch-Serie einer ungewöhnlichen Freundschaft

VON ROWENA FARRE

Hauptperson unserer Serie ist der junge Seehund Lora. Er lebt auf einem winzigen schottischen Bauernhof. Seine besondere Freundin ist Rowena Farre, eine junge Engländerin, die hier ihre drollig-ernsten Erlebnisse erzählt. Seehund Lora aber ist nicht das einzige Tier auf dem Einödhof der Tante Mirjam. Ein Eichhörnchen, der Hund Ben, der zahme Rattenjüngling Rodney und die beiden Ottern Hänsel und Gretel gehören ebenfalls in dieses Tierparadies. Die Serie erscheint unter dem Titel ›Freundschaft mit Tora‹ als Buch im Ullstein-Verlag, Frankfurt am Main.

Können Ottern rodeln? Wenn der Schnee nicht zu tief war, brauchten jedenfalls unsere Ottern nicht lange, um auf den Geschmack zu kommen.

Bald sausten sie vergnügt den Berg hinunter, zogen dabei die Vorderpfoten seitlich dicht an, stießen sich mit den Hinterbeinen kräftig ab und streckten sie dann geradeaus. Kaum waren sie unten angelangt, stürmten sie wieder hinauf zu einer neuen Abfahrt.

Lora fand viel langsamer an dem Spiel Gefallen, aber für Seehunde ist Rodeln auch nicht so natürlich wie für Ottern. Sie bellte wütend, wenn sie Hänsel und Gretel in schneller Folge abfahren sah, war aber lange Zeit zu ängstlich, selber eine Abfahrt zu wagen. Schließlich versuchte sie einen kurzen Rutsch, manövrierte sich aber schnell mit ihren Flossen auf die Seite hinüber und schien sich überhaupt nichts daraus zu machen.

Ich nahm einen Otter mit mir auf dem Rodelblech hinunter; der andere folgte von selbst dicht hinterher. Lora blieb allein oben und bellte ärgerlich. Ich rief sie. Mit sichtlichem Bangen wagte sie sich noch einmal auf die Bahn, bewegte ihre Vorderflossen und setzte sich mit einem langsamen Start in Gang. Ihr Tempo steigerte sich rapide. Ihre Abfahrt endete in einer großen Schneewolke, und die Bahn wurde um ein paar Meter länger.

Ein Sport-Unfall

Nicht alle Abfahrten gingen glatt. Die Ottern stießen sich oben immer gegenseitig herum und schnappten spielerisch nacheinander. Der größere Hänsel schubste Gretel einmal seitwärts hinunter, und ihre Abfahrt bestand aus einer Reihe von schnellen Purzelbäumen. Unten angelangt, lag sie mehrere Sekunden ganz still, und als sie schließlich aufstand, taumelte sie schwindlig im Kreise umher.

Ein andermal fuhr Hänsel unmittelbar vor Lora ab. Durch ihr größeres Gewicht holte sie ihn aber bald ein und schob ihn mit wachsender Geschwindigkeit vor sich her. Als das Ende der Bahn erreicht war, gab es einen durchdringenden Schrei von Hänsel. Lora hatte ihn glatt überfahren. Tante Mirjam und ich guckten zufällig von oben aus zu. Wir hielten uns beide unwillkürlich die Hand vor Augen. Ich sah schon einen flachgedrückten, leblosen Hänsel. Aber als ich wieder hinblickte, schüttelte er sich nur und lief dann den Hügel hinauf zu einer neuen Rutschpartie.

Der Eisdecke auf unserem See mißtrauten wir gründlich. Selbst wenn das Eis mehrere Zoll dick war, wagten wir uns niemals darauf. Aber das erste, was Lora und die Ottern an solchen kalten Wintermorgen taten, war, daß sie ihre Tauchlöcher von dem Eis frei machten, das sich während der Nacht darüber gebildet hatte. Sie schlugen mit ihren Vorderpfoten auf das Eis und drückten es mit ihrem Körper hinunter.

Tauchlöcher im See

Seehunde und Ottern haben einen wunderbar feinen Richtungssinn. In dem einen Jahr befand sich ein — für Lora zu kleines — Tauchloch unterhalb des Felsens, von dem die Tiere ins Wasser sprangen. Es war fesselnd zu beobachten, wie die Ottern, ohne nur einen Augenblick zu zögern, lossprangen und genau durch das Loch fielen. Sein Umfang schien nicht viel größer als ihre Körper.. Nachdem sie eine Weile unter dem eisbedeckten Wasser geschwommen waren, tauchten sie wieder in dem Loch auf, das sie offenbar ohne jede Schwierigkeit wiedergefunden hatten.

Weihnachten im Schnee

Am Weihnachtsmorgen streuten wir ein besonders großes Quantum Futter für die Vögel hinaus. Sie waren unsere Gäste. Menschliche Freunde konnten uns nicht besuchen. Der Schnee war zu hoch. Jedes Tier bekam einen Leckerbissen: Für Lora und die Ottern wurde eine Ölsardinenbüchse aufgemacht. Rodney, unsrer Ratterich, und Sara, das Eichhörnchen, bekamen Nüsse und Rosinen.

Wir packten Geschenke aus, die wir vor Monaten von Freunden erhalten hatten, sowohl die an uns gerichteten wie die für die Tiere bestimmten. Rodney bekam einen Filzball und Lora eine Trommel mit einem Schlegel.

»O Graus!« sagte Tante Mirjam. »Sollen wir sie ihr geben?«

Sehr zu unserer Erleichterung erlöste uns Lora von unseren Gewissensnöten. Sie machte das Geschenk schnell unbrauchbar. Als sie sich auf das Trommelfell setzte, platzte es mit großem Knall

»Hat sie schon Trommel spielen gelernt?« kam im nächsten Frühjahr eine briefliche Anfrage.

»Ich muß Dir leider mitteilen ... schrieb ich zurück.

Nach einiger Zeit kam ein weiterer Brief: »Macht nichts«, schrieb der freundliche Spender. »Ich spare, damit ich ihr eine neue Trommel kaufen kann.«

Ein Besuch sagt sich an

Eines schönen Tages erhielt Tante Mirjam den Brief einer Freundin, die anfragte, ob wir für eine Woche ein kanadisches Ehepaar aufnehmen würden. Sie seien beide schottischer

um Mitternacht

Abstammung und wollten gern einige Zeit in einem entlegenen Teil ihrer Heimat verbringen.

Wir sahen ihrer Ankunft mit einem gewissen Bangen entgegen, neugierig, wie zwei anspruchsvolle Besucher aus Toronto sich wohl in unser einfaches Landleben fügen würden.

Als die Dacys ankamen, nachdem sie die letzten zehn Kilometer ihrer Reise in einem rumpelnden Bauernwagen überstanden hatten, war ihr Enthusiasmus keineswegs gedämpft. Sie versicherten uns, sie könnten sich leicht in das winzige Gästeschlafzimmer quetschen und freuten sich schon darauf, uns zu helfen.

Nach dem Abendessen saßen wir draußen und plauderten. Laue Luft wehte durch das Gras, und ein Rudel Hirsche bewegte sich langsam über den Kamm eines fernen Hügels. Alles atmete Frieden und Schönheit. Unsere Tiere ließen sich nicht blicken. Sie waren offenbar mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Der Zauber des Hochlandes habe sie bereits gepackt, beteuerten unsere Gäste. Dann zogen sie sich zum Schlafen zurück.

Es muß nach zwölf Uhr nachts gewesen sein, als auch Tante Mirjam und ich daran dachten, uns niederzulegen. Ich hatte mein Nachthemd angezogen und trödelte noch ein bißchen im Zimmer herum.

Plötzlich wurde die Stille durch den Schrei einer Frauenstimme zerrissen. Neue schrille Schreie folgten. Sie kamen aus der Richtung des Dacyschen Schlafzimmers. Dazwischen laute, angsterfüllte Rufe.

Mein erster Gedanke war, die Dacys hätten ihre Paraffinlampe umgeworfen, und das Haus stehe bald in Flammen.

Gestörter Nachtfrieden

Da kam ein neuer, unheimlicher, markerschütternder Angstschrei. Also doch keine Feuersbrunst, dachte ich. Irgendein unvorstellbares Scheusal mußte durch das Fenster der Dacys in ihr Zimmer gekrochen sein. Von je eine vorsichtige Natur, wartete ich, bis ich hörte, wie Tantes Tür aufflog, und sie barfuß durchs Wohnzimmer nach oben lief. Ich eilte hinterher.

Ein seltsames Bild bot sich uns. Frau Dacy, in einem Chiffon-Nachtgewand, kauerte in der Fensteröffnung und verdunkelte fast völlig das Mondlicht.

Auf dem Teppich lag eine brennende Taschenlampe. Herr Dacy stand im Pyjama oben auf der Kommode. Beide waren vor Entsetzen sprachlos, als wir eintraten.

Tante nahm die Taschenlampe auf und leuchtete das Zimmer ab. Nichts

Fortsetzung Seite 70



Foto: Jochen B

Das ist Rodney, der Ratterich, der in unserer nordschottischen Einsamkeit ein behagliches Junggesellendasein führte. Er war sauber, klug und handzahm. Er wurde zum unschuldigen Anlaß eines lauten nächtlichen Ehedramas.

Aus der Feder eines großen spanischen Dichters:

Mit dem Mut der Liebe

EINE ERZÄHLUNG VON VICENTE BLASCO IBAÑEZ

Als er die Tür seines Häuschens öffnete, fand Sento ein Stück Papier im Schlüsselloch...

Es war ein anonymes Schreiben voller Drohungen. Man forderte vierzig Duros von ihm, die er in der folgenden Nacht in den Backofen legen sollte, der gegenüber seinem Häuschen stand.

Die ganze Gegend war in Schrecken wegen dieser Banditen. Wenn jemand sich weigerte, solchen Forderungen nachzukommen, so wurden seine Felder verwüstet, die Ernten vernichtet, und es konnte sogar vorkommen, daß er um Mitternacht erwachte und gerade noch Zeit fand, dem Strohdach zu entgehen, das brennend herunterstürzte und mit seinem dicken Rauch alles erstickte.

Gafarró, der kräftigste Bursche von Ruzafa, schwor, die Kerle zu erwischen, versteckte sich nächtelang in den Schilfgebüschen und durchstreifte, die Flinte im Arm, die Wege; aber eines Morgens fanden sie ihn in einem Bewässerungsgraben, mit einem Bauchschuß und mit zerschmettertem Schädel...

Sogar die Zeitungen von Valencia berichteten von den Vorgängen in Ruzafa, wo mit Dunkelwerden die Häuschen abgeschlossen wurden und eine selbstsüchtige Angst herrschte, weil jeder seine Rettung suchte und den Nachbarn vergaß. Und dabei prahlte Onkel Batiste, der Bürgermeister dieses Distrikts, jedesmal, wenn die Behörden, die ihn als Stütze im Wahlkampf respektierten, ihm von der Sache sprachen und versicherte, daß er und sein getreuer Gehilfe Sigró schon allein mit dieser üblen Sache fertig würden.

Trotzdem dachte Sento nicht daran, sich an den Bürgermeister zu wenden. Warum auch? Er wollte nicht nutzlos Prahlereien und Lügen anhören.

Fest stand, daß sie vierzig Duros von ihm forderten, und wenn er sie nicht in den Ofen legte, so würden sie sein Häuschen niederbrennen, dieses Häuschen, das er jetzt wie einen bald verlorenen Sohn betrachtete mit seinen blendend weißen Wänden, dem schwarzen Strohdach mit den kleinen Kreuzen an den Enden, den blauen Fenstern und dem Weinstock als grüner Jalousie über der Tür, durch den die Sonne in golden tanzenden Flecken fiel. Rings um seine Wohnung die von einem Rohrgeflecht gehaltenen Geranienstöcke, und hinter dem alten Feigenbaum der Backofen aus Lehm und Ziegelsteinen, rund und flach wie ein afrikanischer Ameisenhaufen. Dies war sein ganzes Vermögen, das Nest, in dem er sein Liebstes barg: seine Frau, die drei Kinder, die beiden alten Gäule als die getreuen Kameraden im Kampf um das tägliche Brot, und die rotbunte Kuh, die jeden Tag durch die Straßen der Stadt trottete und die Leute mit ihrem kläglichen Gebimmel weckte.

Wie hatten er und die ganze Familie die paar vom Urgroßvater ererbten Ackerstücke mit Schweiß und Blut düngen müssen, um die Handvoll Duros zusammenzusparen, die



Der Alte gab Sento die letzten Ratschläge, damit der Schuß nicht daneben gehe: auf den Ofen zielen, stillhalten. Das war doch kinderleicht.
ILLUSTRATION: RAINER LIEBOLD

er in einem Topf unter seinem Bett vergraben hielt! Und sich nun so einfach vierzig Duros wegnehmen lassen!... Er war ein friedlicher Mensch, das konnte das ganze Dorf bezeugen. Keine Streitereien um die Bewässerung, keine Besuche in der Kneipe, keine Flinte, um damit anzugeben. Er arbeitete hart für seine Pepeta, und die drei Kleinen waren seine ganze Freude; aber wenn man ihn berauben wollte, würde er sich zu wehren wissen. Allmächtiger! In der Ruhe dieses gutmütigen Mannes erwachte die Wut der arabischen Krämer, die sich wohl von einem Beduinen prügeln lassen, aber zu Löwen werden, wenn man ihre Behausung anrührt.

Als die Nacht herankam und er noch keinen Entschluß gefaßt hatte, ging er und fragte den Alten vom Nachbarhäuschen um Rat, einen zittrigen Greis, der gerade noch gut genug war, an den Wegrändern Gras zu schneiden, von dem es aber hieß, er habe in seiner Jugend mehr als zwei unter die Erde gebracht.

Der Alte hörte ihn an, indem er auf die dicke Zigarre starrte, die er sich mit seinen schuppigen, zitternden Händen drehte. Gut tue er daran, das Geld nicht herzugeben. Sollten sie doch auf der Straße rauben wie echte Männer, Auge in Auge, und ihr Leben riskieren. Siebzig Jahre sei er alt, aber mit solchen Briefchen sollten sie ihm nicht kommen! Ja, aber ob er denn Schneid genug habe, sein Hab und Gut zu verteidigen?

Mit einer Feierlichkeit, als handle es sich um eine Reliquie, holte der Alte hinter der Tür das Schmuckstück des Hauses hervor: einen Vorderlader, der wie ein Räubergewehr aussah und dessen wurmstichigen Kolben er andächtig und liebevoll streichelte.

Er selbst werde die Flinte laden, weil er mit diesem Freund besser umgehen könne. Die zittrigen Hände wurden wieder jung. Erst das Pulver hinein! Eine ganze Handvoll. Aus einem Strang Gras machte er die Pfropfen. Und nun eine Ladung Kugeln, fünf oder sechs, lose darauf die Schrote, feines Hackblei, und zuletzt ein gut festgestoßener Pfropfen.

An diesem Abend sagte Sento zu seiner Frau, er werde wohl an der Reihe sein zum Bewässern. Die ganze Familie glaubte das und ging früh schlafen.

Als er hinausging, ließ er das Häuschen wohl verschlossen. Im Lichte der Sterne sah er unter dem Feigenbaum den wackeren alten Mann, der dabei war, den ›Freund‹ aufzustellen.

Er gab Sento die letzten Ratschläge, damit der Schuß nicht daneben gehe. Genau auf die Öffnung des Ofens zielen und stillhalten. Wenn sie sich bücken, um die ›Katze‹ herauszuholen... Feuer! Das war doch so einfach, kinderleicht.

Sento legte sich auf Anraten seines Lehrmeisters zwischen zwei Geranienstöcke in den Schatten des Häuschens. Die schwere Flinte ruhte auf dem Rohrgeflecht, fest auf die Öffnung des Ofens gerichtet. Der Schuß konnte gar nicht danebengehen. Ruhig Blut, und im richtigen Augenblick auf den Abzug drücken. Gott befohlen, mein Junge! Ihm gefielen zwar solche Sachen, aber er hatte Enkelkinder, und außerdem erledigt solche Angelegenheiten besser einer allein.

Der Alte entfernte sich leise wie einer, der daran gewöhnt ist, herumzuschleichen und auf jedem Pfad mit einem Feind zu rechnen.

Sento hatte das Gefühl, daß er allein auf der Welt sei, daß keine lebenden Wesen mehr in der Siedlung seien außer ihm und ›denen‹, die kommen würden. Wenn sie doch nicht kämen! Der Flintenlauf klirrte, so zitterte er auf seiner Rohrauflage. Was würde der Alte sagen, wenn er da wäre? Seine Füße berührten das Häuschen, und wenn er an Pepeta und die Kleinen dachte, die hinter dieser Lehmwand schliefen, nur durch seine Arme geschützt, und an die Kerle, die ihn berauben wollten, dann fühlte der arme Mann wieder wilden Mut.

Ein Zittern ging durch die Luft, als ob weit, weit entfernt jemand aus der Höhe spräche. Das war die Glocke der Kathedrale von Valencia. Neun Uhr. Man hörte in der Ferne das Knarren eines Karrens auf einem Weg. Die Hunde bellten; ihr erregtes Geheul sprang von Hof zu Hof, und das Quaken der Frösche vermischte sich mit dem Rascheln der Kröten und Ratten, die vom Ufer ins Schilf sprangen.

Sento zählte die Stunden am Glockenschlag der Kathedrale. Das war das einzige, was ihn aus der lähmenden Schläfrigkeit aufschreckte, in die ihn das regungslose Warten versetzte. Elf Uhr! Kamen sie noch nicht? Sollte Gott ihr Herz angerührt haben?

Plötzlich verstummten die Frösche. Auf dem Weg näherten sich zwei dunkle Gestalten, die Sento wie zwei riesige Hunde erschienen: Männer waren es, die gebückt, fast auf den Knien herankamen.

»Da sind sie«, flüsterte er, und seine Kinnladen zitterten.

Die beiden Männer blickten sich nach allen Seiten um, als fürchteten sie eine Überraschung. Sie standen am Flechtzaun und befühlten ihn. Dann näherten sie sich der Tür des Häuschens und legten das Ohr an das Schloß. Dabei kamen sie zweimal dicht an Sento vorbei, der sie aber nicht erkennen konnte. Sie waren in Decken gehüllt, unter denen die Flinten hervorragten.

Das gab Sento mehr Mut. Es waren also dieselben, die Gafarró ermordet hatten. Er mußte töten, um sein Leben zu retten.

Schon gingen sie zum Ofen. Einer von ihnen bückte sich und griff in die Öffnung, stellte sich also vor die angelegte Flinte. Ein großartiger Schuß. Aber der andere, der übrigblieb?

Der arme Sento begann die Qualen der Angst zu spüren; er fühlte kalten Schweiß auf der Stirn. Wenn er den einen erschoß, blieb er dem anderen unbewaffnet gegenüber. Wenn er sie ziehen ließ, ohne daß sie etwas gefunden hatten, würden sie sich rächen, indem sie sein Häuschen anzündeten.

Aber der andere, der Schmiere stand, bekam die Ungeschicklichkeit seines Genossen satt und ging, um ihm beim Suchen zu helfen. Die beiden bildeten eine dunkle Masse, welche die Mündung des Ofens verdeckte. Das war der Augenblick. Mut, Sento! Drück auf den Abzug!

Der Knall weckte das ganze Dorf und rief einen Sturm von Geschrei und Gebell hervor. Sento sah einen Fächer von Funken vor sich und spürte ein Brennen im Gesicht. Er warf die Flinte hin und bewegte die Hände, um sich zu vergewissern, daß sie heil waren.

Er sah nichts am Ofen; gewiß waren sie fortgelaufen. Als auch er fliehen wollte, ging die Tür des Häuschens auf, und Pepeta kam in Unterkleidern heraus, eine Lampe in der Hand. Der Flintenschuß hatte sie geweckt, und nun stürzte sie voll Angst hinaus, weil sie für ihren Mann fürchtete, der draußen war.

Bei ihren erschreckten Bewegungen fiel das rote Licht der Lampe bis auf die Öffnung des Ofens.

Da lagen zwei Männer am Boden, einer auf dem anderen, über Kreuz und ineinandergewühlt zu einem Körper, als ob ein unsichtbarer Nagel sie am Gürtel zusammenhielte.

Der Schuß war nicht danebengegangen. Die alte Flinte hatte gleich zweimal getroffen.

Und als Sento und Pepeta erschreckt und neugierig das Licht auf die Leichname fallen ließen, um ihre Gesichter zu sehen, prallten sie mit Ausrufen des Erstaunens zurück.

Es waren Onkel Batiste, der Bürgermeister, und sein Gehilfe, Sigró.

Ruzafa blieb ohne Obrigkeit, aber dafür ruhig.

Aus dem demnächst im Langewiesche-Brandt-Verlag erscheinenden zweisprachigen Novellenband, übersetzt v. F. Bralitz.

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 67

war zu sehen außer unserem lieben Hausgenossen Rodney, der auf dem Bett saß und sich gemächlich den Schnurrbart putzte.

»Ist es das, was ...?«

Herr Dacy antwortete wortlos: ja, das war es.

Tante Mirjam wandte sich zu Frau Dacy, die noch immer in unsicherer Lage in der Fensteröffnung kauerte.

»Aber Frau Dacy — es ist doch nur eine Ratte!«

Auf diese Bemerkung fand Frau Dacy schnell ihre Sprache wieder.

»Sagten Sie ›nur‹ eine Ratte, Miß Farre?«

Wir vergaßen mitunter, daß frei herumlaufende Ratten nicht jedermanns Sache sind.

Ich nahm unseren ahnungslosen Rattenjüngling Rodney, der sich inzwischen auf dem Bett zum Schlafen zusammengerollt hatte, und schloß ihn in mein Zimmer ein.

Als ich zurückkam, waren die Dacys von ihren Hochsitzen heruntergestiegen, und Frau Dacy erzählte Tante mit bebender Stimme, doch mit einem Unterton gerechten Zorns, wie sie fest geschlafen habe und plötzlich mit einem Ruck aufgewacht sei, als sie etwas Weiches und Pelziges an ihrem Gesicht entlangstreifen fühlte. Ihr Mann erwachte gleichfalls, und dann ... Sie schien von neuem ganz fassungslos, als sie sich das Geschehene vergegenwärtigte.

»Laß nur, sag nichts weiter, Liebste, setz dich.«

»Erzähl du es ihnen, Elwin«, sagte Frau Dacy und sank aufs Bett.

»Wir fühlten beide, wie kleine Pfoten und ein kahler Schwanz über unsere Köpfe hinweghuschten. Ich konnte so etwas wie ein Tier erkennen, und als ich meine Taschenlampe anschaltete, saß diese Ratte vor uns auf der Bettdecke. Wir krochen natürlich unter die Decken, aber dann ...«

Er setzte sich ebenfalls neben seiner Frau nieder. »Da muß irgendwo eine Öffnung gewesen sein, denn sie kam uns direkt unter die Zudecke hinterher.«

»Elwin, ich muß dich bitten, hör auf.«

»Ja, Liebste. Ich habe mal in einem Blockhaus mit Flöhen zu tun gehabt, aber Ratten, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen.«

»Rodney ist eine zahme Ratte«, platzte ich heraus. Es mißfiel mir, daß man ihn in einem Atem mit Bettflöhen nannte.

»Zahm oder nicht zahm, ich bin nicht für Ratten, die im Haus oder unter den Bettdecken umherlaufen«, sagte Herr Dacy entschieden.

Tante entschuldigte sich vielmals.

»Es soll nicht wieder vorkommen, ich verspreche es Ihnen.«

»Nun, ich glaube, Miß Farre, wir reisen morgen früh ab«, sagte Frau Dacy mit Nachdruck. »Ich denke, Sie werden verstehen.«

Als Herr Dacy seiner Frau behutsam einen seidenen Morgenrock über die Schultern legte, merkte ich erst, daß wir nur mit Nachthemden und Pyjamas bekleidet waren. In unserer Hast hatten wir uns nicht einmal Hausschuhe angezogen.

»Tee«, murmelte Tante.

»Sehen Sie«, erklärte sie, als wir in Pantoffeln und Morgenröcken am Tisch saßen und jenes Hochland-Hausmittel gegen alle Krankheiten tranken, »es sind sechs Kilometer bis zu Herrn McNairn. Wenn er zu Hause ist, ist er meist bereit, die drei Kilometer zu den Frasers hinüberzulaufen, und Herr Fraser hat dann eine Stunde zu dem Mann zu gehen, dem der Wagen gehört, um von ihm zu hören, ob er damit zu uns herüberkommen kann. Hier oben läßt sich alles nicht so schnell machen, fürchte ich.«

»Nun, Elwin ist gut zu Fuß. Er kann das Haus von dem Mann gegen Mittag erreichen und dann mit dem Wagen zurückkommen — nicht wahr, Elwin?«

Ich glaubte, einen leisen Zweifel in den Augen ihres Mannes zu entdekken, aber er erwiderte eilfertig, er werde beim Morgengrauen aufbrechen.

Verregnete Wanderung

Am nächsten Morgen machte Elwin sich in meiner Begleitung auf den Weg. Fünf Kilometer scheinbar endloser Berg-und-Tal-Wanderung über die Hügel ließen ihn einsehen: nach so kurzem Aufenthalt wieder abreisen zu müssen, tat ihm nun doch leid.

Wir setzten uns auf einen Felsblock und hielten Rast. Ein Unwetter entlud sich über uns. Keiner besaß einen schützenden Regenmantel. Wir waren in einer knappen Minute bis auf die Haut durchnäßt.

»Laufen wir nicht Gefahr, in einen Sumpf zu geraten, wenn es so weiterregnet? Ich kann nicht mehr als einen Meter weit sehen.«

»Ja«, erwiderte ich ohne Zögern.

»Könntet ihr uns versprechen, diese Ratte einzusperren, wenn wir bleiben?«

Ich versicherte es ihm.

Wir kehrten beide um und stolperten zurück.

Rodney verbrachte eine etwas zurückgezogene Woche. Nach acht Tagen konnten beide Dacys immerhin kleine Bröckchen durch den Maschendraht seines Käfigs stecken, ohne zu zucken. Dabei sprachen sie ernsthaft davon, in zwei Jahren nach England zurückzukehren und sich für einen Sommer ein Gehöft zu mieten.

Einige Tage später nahmen wir mit Bedauern voneinander Abschied.

Glückliches Nichtstun

Zum Schwierigsten, was wir in den Wintermonaten zu lernen hatten, gehörte es, uns für ziemlich lange Zeitspannen damit zu begnügen, ganz wenig zu tun. Von Kindesbeinen an hat man es uns Menschen eingeschärft, den Tag über unentwegt tätig zu sein. ›Müßiggang ist aller Laster Anfang‹ heißt es. Und so fällt es einem zunächst gar nicht leicht, solche Lehren über Bord zu werfen und ruhigen Herzens in absolutem Nichtstun dazusitzen. Jede Neigung, die müßigen Minuten auszufüllen, muß willensmäßig unterdückt werden.

Es ist verhängnisvoll, in einsamen Gegenden zu leben, wenn die Gedanken und die Hände dauernd nach etwas suchen, um sich zu beschäftigen. Wenn die Strümpfe gestopft sind, die Tiere gefüttert, und die Stunde noch nicht gekommen ist, um die Lampe anzuzünden und zu lesen, muß man einfach imstande sein, eine Weile dazusitzen, ohne sich ruhelos oder schuldbewußt zu fühlen.

Nichtsdestoweniger lernten wir es schließlich, zur Bestürzung tatkräftiger Freunde, die zu uns zu Besuch kamen.

»Langweilt ihr euch denn nicht zu Tode, wenn ihr eingeschneit seid?« fragten sie.

»Ganz und gar nicht«, antworteten wir wahrheitsgetreu.

»Ja, was tut ihr denn nur, wenn ihr mit den Hausarbeiten fertig seid?«

»Nichts.«

Tiefer Argwohn malte sich in ihren Zügen. »Solch Leben tut aber auf die Dauer bestimmt nicht gut. Findet ihr nicht, daß ihr allmählich soweit kommt, daß ihr überhaupt nichts mehr tun wollt?«

»Ja.«

»Und fühlt ihr euch dabei glücklich?«

»Ja!«

Der Leser möge bei diesem ›Ja‹ einen Augenblick verweilen und teilzuhaben versuchen an dem Gefühl, Zeit und Glück, Glück und Zeit zu haben. Beides gehört nämlich zusammen.

Im nächsten Heft: Wanderung zu einer Seehund-Kolonie — Zauber der Shetland-Inseln — Neue Tierfreunde.

Großer alter Baumeister

Wrights Schüler erlernen nicht nur Architektur

Ein einfacher, rauh gemauerter Torpfosten, daran in kleinen Buchstaben: Frank Lloyd Wright — das ist der Eingang zur Schule eines Architekten, der durch seine ausgefallenen Bauten und Ideen immer wieder die Welt beunruhigt. Er selbst, der ›große alte Mann der amerikanischen Architektur‹, scheint Legende geworden zu sein.

Doch er ist da, der Achtundachtzigjährige: vital, liebenswürdig, großartig wie ein Grandseigneur, Bohemien und Genie zugleich. So residiert er inmitten von 65 Schülern, die in seiner Architektenschule ›Taliesin‹ in Wisconsin (USA) leben. Sie erlernen aber nicht nur theoretische Baukunst. Als Maurer und Zimmerer arbeiten sie auf Baustellen. Sie kochen selbst, sorgen im Haus für Ordnung und helfen auf den Äckern, Wiesen und Viehweiden, die zur Schule gehören.

An den Wänden der Arbeitsräume hängen Fotos und Pläne der Arbeiten des berühmten Meisters: das erdbebensichere Hotel in Tokio, das freischwebende Haus über dem Wasserfall, Projekte eines Superturms in Chikago und anderes. Wright liebt genaue Tageseinteilung: um 7 Uhr frühstückt er, von acht bis zwölf kümmert er sich um seine Korrespondenz und empfängt Gäste. Nach zweistündiger Mittagspause gehört er ganz seinem Reißbrett und seinen Schülern. Jetzt erschienen in New York seine Lebenserinnerungen ›Ein Testament‹. J. F.



Fotos: Globe/Lutetia

»Wenn ich noch fünfzehn Jahre arbeiten könnte, würde ich dieses Land (USA) neu bauen.« Wright wird nächstes Jahr neunzig Jahre.

Jeder Schüler der Architekturschule Wisconsin (oben) macht eine Probezeit durch. Jährliches Schulgeld für Wohnen, Essen und Zeichenmaterial: 1500 Dollar.



Die hier abgebildeten Modelle sind nur eine kleine Auswahl aus dem großen Fackelmöbel-Programm. Weitere formschöne Modelle und viele interessante Vorschläge für moderne gepflegte Heimgestaltung bringt Ihnen unser buntes Sonderheft FACKELMÖBEL. Verlangen Sie es bitte mit dem gelben Gutschein.

Man spricht von Ihrem schönen Heim

Jedes Jahr eine neue Wohnung —

Das können Sie sich leisten. Es braucht nicht viel dazu: etwas Phantasie, Freude am Gestalten und — die vielseitigen und formschönen Fackelanbaumöbel. Ungezählte Kombinationsmöglichkeiten haben Sie mit unseren praktischen Modellen. Ganz nach Ihrem Geschmack können Sie Ihrem Zuhause Jahr für Jahr ein anderes Gesicht geben. Es sind dieselben Räume, es sind dieselben Möbel, und doch haben Sie immer eine „neue" Wohnung.

Fackelmöbel wachsen mit

Wenn Ihre Familie größer wird, wenn die Kinder heranwachsen und für ihre Sachen immer mehr Platz brauchen, wenn Vaters Bibliothek an Umfang zunimmt und Mutter nicht mehr weiß, wie alles sauber und ordentlich aufräumen, dann machen sich Fackelmöbel doppelt bezahlt. Stück für Stück — ganz nach Bedarf — kann angebaut werden. Immer sind Sie komplett eingerichtet und können doch — wie Sie es brauchen — vergrößern.

Machen Sie Ihre Wohnung größer

Ob Ihre Zimmer groß wirken oder klein, ob sie geräumig erscheinen oder beengt, hängt weniger von der Quadratmeterzahl ihrer Wohnfläche als vielmehr von den Möbeln und ihrer geschickten Aufstellung ab. Die raumsparenden Fackel-Qualitätsmöbel unseres Anbauprogramms ermöglichen eine vollkommene Raumnutzung. Selbst kleine Zimmer erhalten einen großzügigen Akzent. Eine hübsche Eckkombination bringt Raumgewinn in der sonst ungenützten Zimmerecke. Eine gefällige Schrankreihe erschließt den Platz unter dem Fensterbrett. Und unsere Anbauregale geben Ihnen die Möglichkeit, was in der Breite fehlt, in der Höhe zu gewinnen.

Eine gute Ergänzung

Bei schon vorhandenen Einrichtungen haben sich Fackelmöbel in ungezählten Wohnungen als ausgezeichnete Ergänzung bewährt. Ihre klare, reine Form fügt sich harmonisch in das Gesamtbild ein, die Vielseitigkeit der einzelnen Modelle ergänzt vorteilhaft Ihre Einrichtung und bereichert sie um viele praktische Möglichkeiten.

Freude für ein ganzes Leben

holen Sie sich mit Fackel-Qualitätsmöbeln in Ihr Heim. Sie brauchen nur einen Blick auf unsere günstigen Lieferungsbedingungen zu werfen, und Sie werden feststellen, daß es ganz einfach ist, sich mit Fackelmöbeln ein schönes, gemütliches Heim zu schaffen:

Keine Anzahlung und keine Nachnahme

Bei Bezahlung innerhalb 4 Wochen ab Rechnungsdatum gelten unsere Barpreise. Bei Bezahlung innerhalb 8 Tagen gewähren wir 2 % Skonto. Auf Wunsch bequeme Monatsraten.

Versand direkt ab Fabrik

in unserer von der Bundesbahn anerkannten bruchsicheren Spezialverpackung. Lieferung frachtfrei und verpackungsfrei bis zum Bestimmungsbahnhpf.

Normalausführung der Fackel-Qualitätsmöbel:

Eiche furniert, hell, mittel oder dunkel gebeizt und mattiert. Innenfurnier afrikanisch Birnbaum. Gegen 5 % Zuschlag auch in Nußbaum mittel oder dunkel lieferbar.

Bei Nichtgefallen nehmen wir jedes Modell innerhalb 8 Tagen zurück. Auf alle unsere Möbel erhalten Sie eine Garantie. Einen Garantieschein legen wir jeder Sendung bei.

Sich das Leben schöner machen ...

Ein gemütliches Zuhause, in dem man sich wohl fühlt, schenkt täglich neue Freude. Frohgestimmt kehrt man vom Arbeitsplatz heim in seine erholsame Behaglichkeit, gern lädt man gute Freunde zu geselligem Beisammensein, zu häuslichen Festlichkeiten und hört erfreut ihre Komplimente über die geschmackvolle Einrichtung der Wohnung.

Viele gute Vorschläge für ein modernes, gepflegtes Heim, alle formschönen Fackel-Qualitätsmöbel und die günstigen, bequemen Fackel-Bedingungen bringt Ihnen unser Sonderheft ›Fackelmöbel‹. Wir schicken es Ihnen gern ganz kostenlos und unverbindlich ins Haus. Schreiben Sie gleich ein Kärtchen an



FACKELVERLAG · Abt. W. 912 · Stuttgart

Bitte besuchen Sie unsere Ausstellungsräume in **Stuttgart**, Herdweg 29 • **Hamburg**, Lange Reihe 2/10 (Reichshof)



Nr. 616 Büchervitrine

81,5 cm hoch, 78 cm breit, 34 cm tief, Barpreis DM 138,—, Ratenpreis DM 151,80, Monatsraten von DM 17,— an.



Nr. 619 Bücherkommode

81,5 cm hoch, 78 cm breit, 34 cm tief. Barpreis DM 149,—, Ratenpreis DM 163,90, Monatsraten von DM 19,— an.



Nr. 614 Bücherbar

81,5 cm hoch, 115 cm breit, 34 cm tief, Barpreis DM 181,—, Ratenpreis DM 199,10, Monatsraten von DM 22,— an.



Nr. 820 Polstersessel Holzteile in Buche zu unseren Möbeln passend. Bezugsstoff in Rostrot, Nilgrün oder Maisgelb. Barpreis DM 112,—, Ratenpreis DM 123,20, Monatsraten von DM 14,— an.



Nr. 657 Rondell

81,5 cm hoch, 34 cm tief, 2 Fachbretter. Barpreis DM 62,—, Ratenpreis DM 68,20, Monatsraten von DM 10,— an.

Nr. 663 Rondell

wie Nr. 657, aber 115 cm hoch, 3 Fachbretter. Barpreis DM 77,—, Ratenpreis DM 84,70, Monatsraten von DM 11,— an.



Nr. 822 Couch

Holzteile in Buche zu unseren Möbeln passend gebeizt und poliert; Bezugsstoff in Rostrot, Nilgrün od. Maisgelb, 152 cm lang — aufgekl. 225 cm, 75 cm tief, Barpr. DM 228,—, Ratenpreis DM 250,80, Monatsraten von DM 30,— an.



Nr. 612a Bücherschrank

115 cm hoch, 81,5 cm breit, 34 cm tief, Barpreis DM 187,—, Ratenpreis DM 205,70, Monatsraten von DM 22,— an.



Nr. 639 Mittlerer Eckschrank

115 cm hoch, Vorderseite 42,5 cm, 2 Seitenflächen je 34 cm, 2 Rückseiten je 64 cm, größte Tiefe 68 cm. Barpreis DM 202,—, Ratenpreis DM 222,20, Monatsraten von DM 25,— an.



Nr. 613a Schreibschrank

115 cm hoch, 81,5 cm breit, 34 cm tief, Barpreis DM 209,—, Ratenpreis DM 229,90, Monatsraten von DM 28,— an.



Nr. 693 Couchtisch

Mit unempfindlicher mosaikartiger Platte, Tischfläche 90×55 cm, Höhe 65 cm. Barpr. DM 74,—, Ratenpreis DM 81,40, Monatsraten von DM 10,— an.

Bitte ausfüllen, ausschneiden und als Drucksache (7 Pf.) im offenen Umschlag einsenden.

GUTSCHEIN

An den Fackel-Verlag • Abt. W 912 • Stuttgart

Ich möchte gern mehr über Fackel-Qualitätsmöbel wissen. Bitte senden Sie mir — kostenlos und unverbindlich für mich — Ihr großes Sonderheft Fackelmöbel mit vielen interessanten Vorschlägen für moderne Heimgestaltung.

Ort: ....

Straße: ....

Herr/Frau/Frl.: ....

Vorname: ....

Beruf: ....

Sind Sie schon Kunde von uns? Ja/Nein

Datum: ....

Volljährig? Ja/Nein